SILHOUETTEN AUS SCHWABEN

Karl Theodor Griesinger

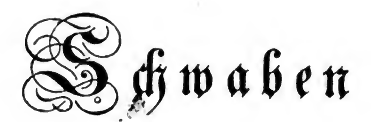






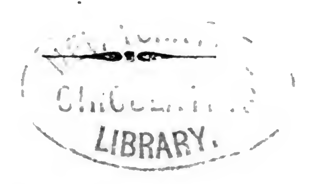
Silhouetten

aus



von

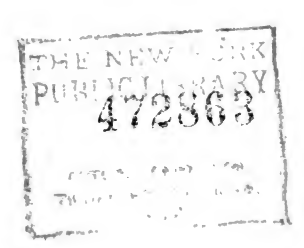
Carl Theodor Griesinger.



Heilbronn,

Verlag von C. Drechsler.

1838.



Vorrede.

Die Vorrede ist für ein Buch noch unentbehrlicher, als dieses Buch selbst für die Menschen ist. Die Vorrede muß erst erklären, was an dem Buche ist. Wenn's hier nicht gesagt würde, so wüßte man oft gar nicht, was in dem ganzen Buch gesagt seyn solle. In der Vorrede besieht sich das Werk selber; sie ist also für dieses, was der Spiegel für ein Zimmer, oder ein Fluß für eine Gegend ist.

Die Leute fragen: was sollen Silhouetten aus Schwaben? wer soll nun antworten, wenn die Vorrede nicht antwortet? Also antwortet die Vorrede: Silhouetten aus Schwaben sollen nichts anderes seyn, als eine Skizzirung aller Stände, Sitten und Gebräuche dieses Landes.

Wenn ein Maler die Umrisse einer griechischen Nase auf's Papier hinwirft, so weiß jeder, der schon eine griechische Nase gesehen hat, daß das eine griechische Nase ist. Welchem Griechen aber diese Nase angehört, das weiß er unmöglich. Ebenso ist's mit diesen Silhouetten. Wenn z. B. eine Ueberschrift dasteht, Nro. 26. der Schulprovisor, so ist ganz natürlich, daß nicht dieser oder jener Schulprovisor damit gemeint ist, so wenig als bei dem Maler diese oder jene griechische Nase, es trifft vielmehr den ganzen Stand. Also ist es wiederum ganz natürlich, daß dieser oder jener Schulprovisor gar nicht damit gemeint ist, oder doch wenigstens nur zum Theil. Es muß doch Ausnahmen geben, und unter den griechischen Nasen wird man auch welche gefunden haben, die nicht ganz die griechische Norm hatten, sondern ein Bischen sich dem Stumpfnäschen näherten. Es soll mich sehr freuen, wenn unter allen silhouettirten Ständen gar viele dieser Standespersonen

meinen, der Schattenriß gehe sie nichts an, sie werden mir aber doch nicht ableugnen, daß er wenigstens sehr Viele, wenn nicht beinahe Alle, trifft.

Wer silhouettiren will, muß einen festen Strich haben und die Idee seines Bildes muß ihm klar vor Augen schweben. Wenn man nicht gleich auf den ersten Anblick erkennt, wen die Sache eigentlich angeht, so ist's schon nichts. Ein klares Bild der Stände und Sitten, deren markirteste Züge ich hier wieder geben wollte, konnte ich wohl haben, da ich alle Gegenden Schwabens so ziemlich genau kenne und mit dem Nachtwächter so gut schon parlirt habe, als mit seiner Magnificenz, dem hochwürdigen Herrn Prälaten. Wie's sonst mit diesen Silhouetten aussieht, darüber möge der Leser entscheiden. Mir war es eine Aufmunterung, daß die wenigen, welche bis jetzt in Zeitschriften erschienen sind, in andern Zeitschriften abgedruckt und vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurden.

Eine lange Vorrede liest man nie gerne, manchmal auch gar nicht; darum: ich empfehle mich. Auf Wiedersehen wenn's möglich ist.

1.

Der Schwabe.

Der Schwabe zeichnet sich dadurch vor allen andern Völkern aus, daß er ein Schwabe ist.

Der Schwabe hat blonde Haare, blaue Augen, eine Stumpfnase, ein rothwangigtes, etwas breites Gesicht, einen Schelmenzug um den Mund, ist kräftig gebaut und weder zu groß, noch zu klein. Er trägt Schuhe mit Schnallen, weiße Strümpfe mit ziemlichen Waden, lederne, gelb-weiße Beinkleider, das heißt, wenn's ein Mannsbild ist, keine Weste, aber einen Hosenträger, ein tüchenes Wamms oder einen langen Rock und eine pelzbesetzte Sammtmütze oder einen dreigespitzten schwarzen Filzhut. Ist's ein Frauensbild, so tritt an die Stelle der Beinkleider ein Rock von Cannesas oder Barchent oder Tuch, mit einer ungeheuren Menge Falten, der bis an's Knie oder auch etwas darüber reicht, an die Stelle des Wammses ein mit Silberschnüren besetztes Mieder nebst einem barchentnen Kittel, und an die Stelle der Kappe eine Haube. Am meisten brüstet sich ein Schwabenmädchen mit feinen weißen Hemdärmeln, denn im Sommer geht es stets hemdärmelich, und diese Hemdärmel sind nicht selten von der feinsten Leinwand, während das Hemd selbst von so grobem reusten Tuch ist, daß es die Haut aufritzt. Das Schönste an ihr aber sind ihre dicken Zöpfe, die nicht selten bis über die Kniee herabhängen und mit breiten Bändern durchflochten sind.

Der Schwabe hat drei Haupteigenthümlichkeiten. Die erste ist seine Sprache. Jedes Volk hat seine eigene Sprache, aber auch jeder besondere Zweig eines Volksstammes hat seine besondere Sprache, oder wenigstens Dialect. Ein Schwabe spricht nun zwar deutsch, aber weder plattdeutsch, noch sächsisch-deutsch, noch berlinisch-deutsch, noch fränkisch-deutsch, sondern er spricht schwäbisch-deutsch. Wie die schwäbische Mundart beschaffen sei, das kann ich Ihnen, mein hochverehrter Leser, so eigentlich nicht sagen; denn diese Mundart hat selbst wieder viel Unterdialecte, wie sie denn z. B. bei Heilbronn durch die Juden und bei Ulm durch das Bier nüancirt erscheint. Denn Sie müssen wissen, wo viel Juden wohnen, da wird die Sprache spitzig wie ein jüdisches Kinn und ein hebräischer Bart, und wo viel Bier getrunken wird, da wird sie breit, und sieht aus, wie ein derbes, von Gesundheit strotzendes, wohlgenährtes Gesicht. Uebrigens ist sich die schwäbische Mundart in Etwas wenigstens überall gleich. Denn wie jenen jüdischen Stamm am Schibolath, so erkennt man den Schwaben am S und St. Das kann er durchaus nicht aussprechen. Er sagt daher nicht: sprechen, sondern schprechen, nicht Stadt, sondern Schtadt. Ferner ist er ein abgesagter Feind des „ge" in den Participiis passivis (Sie verzeihen den lateinischen Ausdruck, allein ich bin auch ein Schwabe, und die Schwaben lieben fremde Wörter gar sehr, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, absonderlich wenn sie keine passenden deutschen dafür zu setzen wissen), und das „n" am Ende der Zeit- und anderer Wörter. Er sagt daher nie: „ich habe getrunken", sondern: „ich habe trunken", und nie: „Lieben Sie mich?", sondern: „Lieba Sie mich?", wo das „a" ungefähr so lautet, wie der englische Artikel a. Endlich spricht er alle „A" wie ein halbes „O" aus, und sagt daher immer

„Jo“ und nicht „Ja“. Sie meinen, das klinge nicht hübsch? Möglich, aber es klingt doch immer noch besser, als wenn man, wie die Carlsruher sagen würde: „Ja Jo“, — und lassen Sie sich einmal vor einem frischen, schönen Schwabenmädchen sehen, und ich bin sicher, Sie werden höchlich zufrieden seyn, wenn sie Ihnen auf gewisse Fragen mit Jo antwortet, viel zufriedener, als wenn sie, wenn auch im reinsten Hochdeutsch, Nein sagen würde. Am besten ist's also, Sie kommen selbst nach Schwaben, und hören sich die Sprache einmal an, oder wenn Sie dazu keine Zeit oder kein Geld haben, so lesen Sie Weizmanns Gedichte, dann werden Sie schon einen Begriff bekommen.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des Schwaben ist, daß er eine aussorordentliche Menge von Vettern und Basen hat. Es wimmelt eigentlich von Verwandten, und wenn man einen solchen nicht Herr Vetter und Jungfer oder Frau Base titulirt, so ist er im Stand und schilt Sie einen hochmüthigen Narren und nimmt's Ihnen übel ein ganzes Jahr lang. Auch gibt's Menschen in diesem Lande, die ihre Vettern und Basen kennen bis in's 17te Glied hinaus, und beim 16ten noch glauben, die Verwandtschaft sei nicht so weitläufig.

Eine dritte, aber nicht minder wichtige Eigenthümlichkeit des Schwaben ist das, daß er alle Bittsätze mit dem Wörtlein „Oh!“ beginnt. Es ist ihm durchaus unmöglich zu sagen: Darf ich Sie nicht bitten? sondern er muß sagen: Oh! Darf ich Sie nicht bitten. An diesem Oh! hat sich schon Mancher verrathen, der da glaubte, er habe längst alle Schwabismen abgelegt.

Im Uebrigen ist der Schwabe einem andern Menschen ähnlich, wie ein Ey dem andern. Denn daß er ein Freund von der Musik ist, und am Abend, wenn die Arbeit

vollbracht ist, die Mädchen und die Buben vor die Häuser hinsitzen oder die Straßen entlang ziehen und mit heller Stimme vielleicht bis in die Nacht hinein ihre Volkslieder absingen, die irgend ein Genie des Dorfes erdacht, oder die von ältern Zeiten her ererbt, oder von andern Dörfern entlehnt sind, das ist eine Sache, die man im südlichen Frankreich noch weit häufiger trifft. Oder meinen Sie etwa, das sei eine schwäbische Eigenthümlichkeit, daß er verliebter Natur ist und schon im 15ten Jahr einen Schatz haben muß? Da fangen die Italiener doch noch früher an. Oder daß er religiös ist und gerne die Kirche besucht? Das thun die Spanier auch. Oder daß er ein Anbeter ist alles Fremden und Ausländischen, und wär's auch viel schlechter als das Inländische, Einheimische? Diese Eigenthümlichkeit hat er mit allen Deutschen gemein. Oder daß er sein Weib gern ein bischen prügelt? Die Engländer thun's auch, und die Russen noch weit mehr. Oder daß er gern trinkt? Seit undenklichen Zeiten betranken sich die Deutschen. Und doch — Eines noch hat er vor allen andern Deutschen voraus: er ist gutmüthiger, als sie Alle zusammen.

2.

Der alte Reichsstädter.

Der alte Reichsstädter ist entweder Kaufmann, oder Gerber, oder Handwerksmann kurz weg. Bauer oder Ackersmann mag er nicht seyn. Denn es war einmal eine Zeit, da seine Vaterstadt eine Reichsstadt war, und diese Zeit war eine schöne Zeit. Da waren ihr eine Menge Dörfer der Umgegend unterworfen, und in keinem dieser Dörfer durfte ein Schmied seyn, oder ein Wagner, oder ein Zimmermann, oder ein Handwerksmann überhaupt, oder ein Kaufmann, sondern in der Reichsstadt mußten sie ihre Waaren holen, und ihre zerbrochenen Wägen repariren und ihre Pferde beschlagen lassen. Das war nun zwar nicht sehr bequem für die Dorfbewohner, aber um so bequemer für die Reichsstädter; denn sie hatten nun ein Monopol für sich, das Monopol des Allein-Gewinnes, ein Monopol, wie der Pascha von Egypten kein besseres aufzuweisen hat. Ach! es waren glorreiche Zeiten, jene Zeiten des Monopols und der Herrschaft! War ja doch jeder Bürger der Stadt Mitregent bei der Regentschaft über die Dörfer! Durfte ja doch Jeder mitwählen an dieser Regentschaft, ja sogar selbst Ansprüche und Hoffnungen hegen, selbst zu dieser hohen Ehre zu gelangen, zu der Ehre einer reichsstädtischen Magistratsperson! Darum kennt der alte Reichsstädter auch jezt noch keine höhere Würde, als die Stadtrathswürde, und der Oberbürgermeister steht ihm höher, als der Präsident eines Gerichtshofes, obgleich dieser ehrenhafte Magistrat nunmehr keine Gesetze mehr erlassen kann und kein Recht mehr hat über Leben und Tod.

Neben der Erinnerung an die frühere Herrschaft steckt ihm am meisten im Kopf die frühere Abgaben-Freiheit. Die Abgaben, die man dem Kaiser und an das Reich zahlen mußte, waren sehr gering; darum waren auch die Abgaben des einzelnen Bürgers gering, und zwar sehr gering, denn die Dörfer mußten das Meiste tragen. Nun aber soll er seyn, wie jeder andere Staatsbürger, und soll zahlen wie jeder andere Württemberger, oder Baier, oder Badenser, ist das nicht ungerecht, oder doch wenigstens unangenehm? Der alte Reichsstädter politisirt daher sehr gerne. Zum Politisiren gehört aber nothwendig das Wirthshaussitzen; denn zu Hause geht so was nicht. An die Frau hinschwatzen, oder an die Tochter? Das wäre eine schöne Langeweile. Diesen wird höchstens der Aerger gezeigt, den man hat, weil das Vergangene nicht mehr ist. Manchmal wird er auch an ihnen ausgelassen. Der alte Reichsstädter geht also in's Wirthshaus, und sehr gerne in's Wirthshaus; allda trifft er seine Gesellschaft, lauter ähnlich Gesinnte, da kann er sein Herz ausleeren. Und sagt nicht der Schustersgeselle im liederlichen Kleeblatt: im Wirthshaus werde der schlechteste Bissen zur Delicatesse? Hier wird nun die Zeitung gelesen und über Krieg und Frieden abgeschlossen, als hätte er zu entscheiden in der Welt; und alle Abende kommt dann das Gespräch auf die vaterländischen Angelegenheiten, und ihm ist seine Vaterstadt sein Vaterland; und gar nichts gefällt ihm und keine Verordnung ist ihm recht und kein Gesetz, und wenn er noch Herr wäre, wie ehemals, er würde es ganz anders machen, so anders, daß wenigstens er selbst zufrieden seyn könnte.

Der alte Reichsstädter ist daher stets ein großer Schreier und Rechthaber; ein Fremder, der die Verhältnisse nicht kennt, könnte ihn sogar für einen großen

Reactionär und Revolutionär halten, für einen Radicalen trotz dem Iren O'Connel. Dem ist aber durchaus nicht so; denn er ist reich; und wer reich ist, der liebt die Umwälzungen nicht, da er durch sie allein verlieren kann und nichts gewinnen. Den Reichthum hat er als Erbschaft von den glücklicheren Tagen her angetreten, und er weiß ihn wohl zu bewahren; denn seine Tochter darf Keinen heirathen, der nicht eben so viel hat als sie.

Er ist aber nicht blos reich; er ist auch stolz auf seinen Reichthum; so stolz, daß man ihn leicht für hochmüthig und für barsch und grob halten könnte. Wer nicht reich ist, den verachtet er, und wäre es auch der Oberamtmann oder der Oberamtsrichter. Und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von andern Städtern. Denn diese verehren den Staatsbeamten als ein höheres Wesen. Was soll aber ihm ein solcher Beamter? Hat er ihm gerufen? Ist das nicht vielmehr eine aufgedrungene Obrigkeit? Konnte er nicht noch vor wenigen Jahren selbst zu größerer Macht gelangen? Sind nicht diese Staatsdiener Großthuer mit ihrem Bischen Einkommen und wollen den Ton angeben, während doch nur er mit seinen Steuern ihren Unterhalt bestreitet? Die Beamten in einer alten Reichsstadt sind daher sehr übel daran, und können gegen die Geldaristokratie der Kaufleute nicht aufkommen, wenn sie auch vom höchsten Adel wären.

Der alte Reichsstädter ist zwar ein großer Freund der alten reichsstädtischen Freiheiten, aber er hat durchaus wenig liberale Ideen. Am verhaßtesten ist ihm die Emancipation der Juden. Die Juden konnte er von jeher nicht leiden. Durften sie ja in den meisten Reichsstädten nur gegen große drückende Abgaben existiren! Oder kann er nicht denselben Profit, den sie gerne hätten, sich aneignen und selbst machen? Dagegen ist er ein großer Freund

des Vergnügens, und nirgends gibt's so viel Bälle, Scheibenschießen und dergleichen, als in alten Reichsstädten. Aber er liebt das Vergnügen nicht, weil er eine Freude am Vergnügen hat; er liebt es aus besondern Gründen. Er liebt es, um seine Familie im Glanz zeigen und seine harten Thaler klingeln lassen zu können. Das ist eine Freude, wenn die Mitbürger auf ihn sehen und neidisch ihn betrachten und ein Gesicht schneiden, als ob ihnen sein Reichthum Bauchgrimmen verursachte. Er aber lacht in seinem Innern, wenn er den Regierungsrath sieht mit dem Bändelchen im Knopfloch, und denkt: So kannst du freilich nicht hin.

Der alte Reichsstädter wird nicht lange mehr leben. Er stirbt aus noch mit dieser Generation. Gegenwärtig trägt er Trauer, weil die Zöpfe durchaus nicht mehr gehen, und er liebte seinen Zopf so sehr.

3.
Der protestantische Landpfarrer.

Der protestantische Landpfarrer trägt gewöhnlich schwarze Beinkleider, die an den Knieen etwas abgeschabt sind, Stiefel, denen man es ansieht, daß sie auf dem Dorfe fabricirt wurden, einen grauen, blauen, braunen oder, aber selten, weil die Farbe heikel ist — schwarzen Rock, der vor sechs Jahren neu, aber doch nicht in der Mode war, und einen alten Hut, oder eine Kappe mit breitem Rand und langem Stilpe.

Er hat vielerlei zu thun, der protestantische Geistliche; vor Allem muß er alle Sonntag predigen und Kinderlehre halten, worauf er sich entweder gar nicht oder kaum einen Tag lang präparirt. Denn es gibt verschiedene Köpfe, entweder solche, die ihre Predigt abschreiben und ablesen, oder abschreiben und auswendig lernen, oder selbst machen und ablesen, oder selbst machen und auswendig lernen, oder endlich selbst machen und extemporiren. Das Leztere kann nicht Jeder. Die Bauern aber haben's so am gernsten. Das Erste sollte eigentlich der Decan nicht leiden, und er leidet's auch nicht, wenn nicht etwa die Predigten aus einem von ihm selbst herausgegebenen Predigtbuche genommen sind. — Der protestantische Geistliche hat ferner Wochen-Gottesdienste, als da sind alle Mittwoche eine Betstunde, wobei er nichts verstehen muß, als das Lesen, alle Freitage eine Kinderlehre, in welcher Niemand ist, als seine liebe Schuljugend mit ihrem Lehrer, und die nicht einmal freiwillig, sondern auf dem Wege der Execution, und endlich, je nachdem viel oder wenige Leute im Dorfe wohnen, manchmal eine Leichenrede, Hochzeitspredigt oder Taufe. Bei diesen Reden macht er sich's bequem. Er fabricirt etwa 4 — 8 solcher Gelegenheitspredigten, damit

er eine Auswahl hat, und da müßte es doch der Kuckuk seyn, wenn nicht eine derselben auf den gerade vorliegenden Fall passen würde. Die wird nunmehr gehalten und wäre es auch zum hundertsten Male. Was thuts? Die Bauern und ihre Weiber weinen doch, wenn's eine Leiche ist, und sind fröhlich, wenn's eine Hochzeit ist, das ist so Herkommen, der Pfarrer mag schwatzen, was er will. — Drittens hat der protestantische Pfarrer die Kirchenbücher zu führen, Tauf- und Communionsscheine zu schreiben, wenn solche verlangt werden, was ihm nicht unlieb ist, da sie 15 kr. und noch mehr per Stück eintragen, die Schule zu besuchen, den Schulmeister und Provisor ein Bischen zu corrigiren und manchmal zu riffeln, gelegentlich auch selbst Religion- und Confirmanden-Unterricht zu ertheilen, Ehesachen und andere ärgerliche Geschichten vor dem Kirchenconvente abzumachen, Conscriptionslisten zu verfertigen und das Volk zu zählen. — Viertens endlich und hauptsächlich hat er dem eigenen Studium obzuliegen. Er soll nicht stehen bleiben, wo die Gelehrten zur Zeit seines Universitätslebens standen, er soll auch nicht verbauern und verrosten im alten Staube, sondern weiter schreiten soll er mit der Welt und Alles wissen, was in der neuesten Zeit in der theologischen Welt Großes geleistet wird. Das Leztere geschieht nun zwar nicht oft, um so mehr aber das Erstere. Der gute Mann bleibt nicht da stehen, wo er vor Zeiten stand, vielmehr in seinem fünfzigsten Jahre weiß er blutwenig mehr davon, was er in seinem dreißigsten und fünfundzwanzigsten wußte; er ist zwar nicht stehen geblieben, aber doch rückwärts gekommen.

Er hat viel durchgemacht, der protestantische Geistliche, bis er es so weit brachte. Als er noch ein Knabe war und die Schule besuchte, wie oft und lange mußte

er da ob den lateinischen und griechischen und hebräischen Regeln und Wörtern sitzen, wenn seine Kameraden schon lange auf der Gasse herumschwärmten! Wie oft und viel Schläge bekam er vorzugsweise, weil der Herr Präceptor ein besonderes Aug' auf ihn hatte, als künftigen Studiosum der heiligen Theologie, und im Landexamen Ehre mit ihm einlegen wollte! Und wie viele Examina mußte er durchmachen! Alle Jahre kam der Pädagogarch, um die Schule zu visitiren; dann kamen die drei Landexamina; dann glückte es ihm vielleicht, einer der Dreißig zu seyn, die unter Achtzig, welche sich melden, in das niedere Kloster aufgenommen werden; dann hatte er wieder vier Jahre lang alle halb Jahre ein Examen auszustehen, bis er wieder ein Hauptexamen machen mußte, das Concursexamen mit den nicht in den niedern Klöstern Erzogenen, die etwa auf dem Gymnasium zu Stuttgart sich ausgebildet hatten und nun auch in's höhere Kloster zu Tübingen aufgenommen werden wollten. Endlich, wenn's hoch gieng, war er so glücklich, ein Seminarist des hohen Stipendiums zu seyn. Was bildete er sich da ein! Student und Stiftler! Er glaubte mehr zu seyn, als alle in der Stadt Studirenden, denn er glaubte mehr zu wissen, und dieser Stolz, verbunden mit dem gleichförmigen Leben, klebte ihm so an, daß man in ihm sein ganzes Leben hindurch den Stiftler erkennen muß, zum Unterschied von einem in der Welt erzogenen Manne. Und doch, wie hatte er Respect vor allen Stadtburschen, den gewaltigen Schlägern. Respect in allen Dingen, die man Studentensachen nennt, besonders Ehrensachen anbelangend! Wie schimpfte er auf die Klosterordnung, wie oft übertrat er sie und kam in's leidige Karzer! und wie oft bat er doch, trotz alles Stolzes und alles Schimpfens, eine Note ab beim hohen Ephorat, und demüthigte sich gar sehr, und

flehte um Schonung, daß er nicht des Stiftes in Gnaden entlassen würde, denn er fürchtete die Lamentationen der Mutter und den Grimm des Vaters! Ach! es waren doch schöne Zeiten, die Zeiten des Burschenwesens, da er noch als der größten Trinker einer anerkannt war, und keiner wagte, sich ihm hierin zu stellen! Und doch! wie viele Examina hatte er auch da wieder durchzumachen! Alle Halbjahre ein allgemeines und für jedes Collegium ein besonderes! Und fünf Jahre mußte er da seyn und etliche und vierzig Collegien hören! Endlich kommt wieder ein Hauptexamen, das erste Dienstexamen. Hier hat er immer einen Vorzug vor dem, der in der Stadt studirte, denn er weiß mehr, als dieser, und ist des Geprüftwerdens schon gewohnt. Nun ist der Herr Candidat der Theologie befähigt, Vicariatsdienste zu versehen. Er wird hinausgeschickt auf's Land, um diesen oder jenen alten Pfarrer zu unterstützen. Sein erstes Geschäft ist jetzt, sich zu versprechen, denn verliebt ist er sogleich. Die Braut ist auch gleich da; es ist ein junges Mädchen, nämlich eben so alt, als er, ein vermögliches Mädchen, nämlich sie hat, ausser ihrer Aussteuer, eben so wenig, als er; aber verliebt ist sie nicht gerade, wie er, sondern wo möglich noch mehr. Das gibt eine Braut- und Bräutigamsschaft von etwa acht Jährchen oder auch noch länger. Denn so lang beliebt es dem Herrn Vicar, Vicar bleiben zu müssen. Welche Sehnsucht nun des liebenden Paares, unter Ein Dach zu kommen! Wie betet die Braut um einen Pfarrdienst, und wie zählt er alle sterbenden Pfarrer, und wünscht, es möchte eine Seuche kommen und Luft schaffen, aber ohne etwas Böses dabei zu denken! Endlich, nachdem auch noch das zweite Dienstexamen mit Glück überstanden ist, endlich hat er den ersten Pfarrdienst. Er trägt nicht viel, kaum etwas über 600 fl.

Aber man darf ja nur acht Jahre darauf bleiben; dann macht man wieder ein Examen, das Beförderungsexamen; und nun bekommt man einen bessern Dienst, einen Dienst von 800 fl. Und dann nach noch einmal 12 Jahren, wenn man das allerlezte Beförderungsexamen gemacht hat und noch lebt, einen noch bessern Dienst, einen Dienst von 1000 oder gar noch mehr Gulden. Das sind ja herrliche Aussichten! Aber hat er es nicht verdient, der gute Mann, nach so schwerer Prüfung, nachdem er ein und dreißig Examina durchgemacht, die Collegienprüfungen und die Examina, in denen er durchfiel, nicht mitgerechnet!

Der Herr Pfarrer lebt sehr glücklich mit seiner Frau. Absonderlich im Anfang der Ehe. Morgens trinken sie Caffee, d. h. Roggencaffee, wenn's nicht gar geröstete Gerste oder gelbe Rüben sind; Mittags essen sie Sauerkraut und Abends Erdbirnen mit etwas Milch. Die meiste Zeit bringt der Herr Pastor auf seinem Studierzimmer zu, wenn's nämlich so weit langt, auch dieses zu heizen. Da geht er dann auf und ab, und liest, und raucht. Denn so christlich er sonst ist, im Rauchen ist er ein Türke. Manchmal macht er des Mittags einen Spaziergang in die Stadt, in's Wirthshaus, oder zu einem der Beamten. Noch öfter besucht er einen der benachbarten Pfarrer, der ihn dann wieder besucht. Im Ganzen aber lebt er einen Tag wie den andern, gleich langweilig oder gleich kurzweilig, wie man will. Noch mehr ist dieß bei der Frau Pfarrerin der Fall. Alle Werktage dieselbe Beschäftigung, alle Sonntage denselben Gang in die Kirche auf denselben Platz, um denselben Prediger zu hören und pflichtschuldigst zu bewundern, da es ihr Mann ist. Die merkwürdigsten Tage sind ihr die Tage vor einem Abendmahl, die Neujahrswoche und die Krämermärkte in der Stadt. Die leztern darf sie mit ihrem Herrn Gemahl

besuchen, und die lieben Kinderchen gehen alle auch mit, und die Magd mit dem Korbe auf dem Kopfe, und es ist ein wunderschöner Aufzug und ein herrlicher Anblick, die ganze Pastorsfamilie im Sonntagsschmucke im neuesten Kostüme, tapfer zuschreitend, anlangen zu sehen. Fast noch schöner ist's aber, wenn der Pfarrer anfährt. Denn er hat seine eigene Equipage, weil man doch eine Chaise haben muß. Pferde gibts schon. Da kauft er nun eine alte verrostete Droschke, — es war früher vor etwa 50 Jahren die Jagddroschke eines Grafen gewesen, oder einen alten Stadtwagen, in dem vor etlichen und dreißig Jahren schon Leidtragende auf den Kirchhof hinaus geführt wurden, denn ein großes Gefährt muß es seyn, damit die ganze Familie hineingehe, und vornen sind ein Paar Gäule angespannt, die an Güterwägen eine Figur spielen könnten; und sie haben große Kummete und viele messingene Ringe am Geschirr, und der Bauer sitzt auf dem Bocke, und hat einen Dreispitz auf, und regiert das kräftige Gespann mit einem Leitseil durch Schnarren und Zucken und süße und rauhe Worte und das Geknall der Peitsche. Wie gesagt: es ist ein interessanter Anblick. Und auf dem Markt, da wird nun eingekauft, was man braucht in die Haushaltung, Häfen, Schüsseln, Schuhe, Bänder, Zitze und anderes dergleichen, und darunter auch Einiges zum Essen und Trinken; denn an einem Markttag läßt man den Rappen laufen; es kommt ja im Jahre höchstens zwei Male vor. Die Tage vor einem Abendmahl und um das Neujahr herum sind der Frau Pfarrerin deßwegen so lieb, weil sie da Präsente bekommt, Anmeldungs-Präsente und Neujahrs-Präsente. Da kommt ein Weib und bringt Eyer mit, da eine Andere mit Kaffee, dort eine Dritte mit Zucker, eine Vierte mit einem Entchen, eine Fünfte gar mit einem Gänschen, sich selbst

4.

Die Grisette eines Landstädtchens.

Auch ein schwäbisches Landstädtchen hat seine Grisette, nicht blos Paris. Eine Grisette der Art ist nie unter 16 und nie über 36 Jahre alt; denn in einem Landstädtchen fängt man nicht so bald an und hört nicht so bald auf, absonderlich weil man keine große Auswahl hat. Sie ist entweder Putzmacherin, oder Nähterin, oder Wäscherin. Ihr Aeusseres ist ein Mittelding zwischen einem Bürgermädchen und einer Beamtentochter; denn der Schnitt ihrer Kleider ist französisch, aber aus Gründen trägt sie keinen Hut und selten einen Mantel.

Werktags arbeitet sie den ganzen Tag; höchstens erlaubt sie es sich vom Fenster, an dem sie sitzt, manchmal ein bischen aufzusehen von der Arbeit, um die Vorübergehenden zu mustern. Oftmals arbeitet sie nicht einmal zu Haus, sondern sie muß bei der Frau Oberamtmännin nähen, oder bei der Frau Stadtschultheißin bügeln, oder des Kameralverwalters alten Töchtern neue Kleider machen helfen und überall alle Stadtneuigkeiten erzählen. Ihr bester Tag ist der Sonntag. Denn der Sonntag gehört ihr; an diesem Tage putzt sie sich, an diesem Tage geht sie spazieren, an diesem Tage lernt sie dich kennen. Eine gute Freundin begleitet sie, aber sie nimmt es nicht übel, wenn du sie anredest und mit ihr schäckerst und sie ein Stückchen Wegs begleitest. Siehst du sie zum zweiten Mal, so sagt sie dir ihre Wohnung, du kannst sie aber nicht besuchen, weil sie noch eine alte

Mutter hat, oder von einer bösen Tante bewacht wird. Zum dritten Mal gibst du ihr einige Commissionen. Das vierte Mal machst du ihr ein Präsent. Das fünfte Mal bringt sie dir die bestellten Vatermörder ins Haus, und das sechste Mal besucht sie dich, ohne Vatermörder mitzubringen. Eine große Freude machst du ihr, wenn du ihr ein Halstuch oder ein Kleid schenkst; gibst du ihr aber einen Ring, so fällt sie dir vor Entzücken um den Hals.

Du bist nun ihr Geliebter, aber nicht ihr Liebhaber; denn ihr Liebhaber ist ein gebildeter junger Schneidergeselle, oder ein angehender Silberarbeiter, oder der Bediente des Herrn Oberförsters, oder der Abschreiber des Herrn Oberamtmannes. Mit ihrem Liebhaber geht sie spazieren, mit ihm auf die Kirchweih', mit ihm ins Wirthshaus, mit ihm zum Tanz. Er hat sie sehr gern, und will sie heirathen, wogegen sie gar nichts hat. Fällt es ihm einmal ein, etwas von dir zu hören, und auf dich eifersüchtig zu seyn, so schilt sie ihn einen Narren, und lacht darüber; ist er damit nicht zufrieden, so dreht sie den Stiel um, und macht ihm Vorwürfe; ist er aber ganz halsstarrig, so weint sie. Solch' überfließender Unschuld kann er nicht widerstehen; er sucht sie zu trösten, aber nun ist sie untröstlich; er bittet sie um Verzeihung, aber sie ist unerbittlich. Seine verläumderischen Anmuthungen haben ihr zartes Gemüth, die Reinheit ihres Charakters und die Unschuld ihrer Gesinnungen zu sehr beleidigt. Endlich wird Friede geschlossen, und es findet eine Aussöhnung in zarten Redensarten statt; denn das schöne Kind ist nicht unbelesen, und zerfließt in Thränen, wenn es etwas von Abschied, Trennung, Schmerz, gebrochenem Herzen u. s. w. liest. Des andern Morgens aber kommt sie zu dir, und erzählt dir lachend die ganze Geschichte.

nicht einmal gerechnet, und die Frau Pfarrerin nimmt Alles liebreich an, und heißt die guten Weiber sich setzen, und läßt Kaffee machen und patscht mit ihnen den lieben langen Tag lang. Sie kann es auch wohl brauchen in ihre Haushaltung, denn die Speisekammer ist oft verdammt leer, absonderlich wenn die verschiedenen Metzelsuppen ausbleiben, welche ohnehin immer kleiner werden, da man nun, statt der sonstigen viere, nur höchstens 2 bis 3 Würste bekommt und keine mehr über eine halbe Elle lang.

Am schwersten wird dem lieben Pfarrer die Kindererziehung. Ach! und er hat deren so in Menge! In jedem Fall ein halbes Duzend! Die Söhne werden zuerst vom Vater unterrichtet, damit es nicht so viel kostet; dann sieht man ein, daß sie nichts lernen können zu Hause, wenigstes nicht so viel als in einer Schule, und man thut sie fort und läßt sich's was kosten und sucht sie nachher in's Stift zu bringen, und langt's nicht, so muß er doch studiren. Freilich, von einer ohnehin geringen Besoldung dem Sohne noch ein Drittheil abtreten zu müssen, ist eine harte Zumuthung, und aufstecken konnte man doch unmöglich viel. Aber studiren muß der Sohn, weil der Vater auch studirt hat, und müßte man sich's am Munde abzwacken und das lezte Kapitälchen aufkünden. Höchstens, wenn gar zu viele Söhne da sind, darf dieser oder jener die edle Schreiberkunst erlernen, oder die Pharmacie studiren, oder dem Handelsstande sich widmen. Aber einen Sohn ein Handwerk lernen zu lassen, und wäre es auch das edelste und einträglichste, dazu ist der Herr Pfarrer zu stolz, hauptsächlich aber die Frau Pfarrerin. Mit den Töchtern aber ist nicht viel anzufangen, die werden entweder alte Jungfern und müssen von den Söhnen verhalten werden, oder bekommen sie einen

Pfarrer zum Ehemann. (Vergleiche die Silhouette: Die Pfarrerstochter.)

So lebt denn der Pfarrer hin, und seine Beichtkinder lieben ihn, ob er gleich oft viel Streit wegen des Zehenten mit ihnen gehabt, und er wird gewöhnlich alt und stirbt endlich, allgemein betrauert, hauptsächlich aber von seiner Familie, denn er hinterläßt nichts, als eine arme Wittwe und viele Kinder, und einen ehrlichen Namen, und kein Geld und viel Bücher; und die Wittwe bekommt eine schöne Pension von 85 fl., und muß davon leben mit der ganzen Familie.

Die Grisette setzt ihr Handwerk, d. h. das des Bügelns, Nähens und Kleidermachens meist bis in ihr spätes Alter fort; denn entweder heirathet sie gar nicht, weil ihr vornehmerer Liebhaber, der Bediente und der Schreiber, andere genommen haben, oder sie heirathet ihren Schneider, und wird Frau Schneiderin nicht bloß dem Namen nach.

5.

Ein gebildeter Gastwirth.

Er war früher Kellner und sehr mager, denn er mußte flink seyn, durfte nur wenig schlafen und hatte viel zu thun. Aber er hat sich etwas erspart in der Fremde; denn er war in der französischen Schweiz, in Baden-Baden und am Rhein; er besizt auch von Haus aus etwas Vermögen; denn sein Vater ist ein ehrlicher Dorfwirth oder ein reicher Mezger. So kauft er sich denn einen Gasthof, und zwar am liebsten in der Residenz, in keinem Fall auf einem Dorfe.

Wer ist artiger als ein neu angehender Gastwirth? Die Gäste mehren sich, der Wohlstand mehrt sich, der Bauch rundet sich. Es gibt fast keinen wohlhabenden Wirth, der nicht einen runden Bauch hätte. Warum sollte er ihn auch nicht haben? Er hat gut zu leben, viel Unterhaltung, wenig Sorgen, mannigfache Bewegung und stets Geld im Beutel; und — sind solche Leute je mager? Eine dünne mondsüchtige Gestalt verträgt sich nur mit Kummer, Liebe, Geldnoth, vielem Denken und Hunger; das Alles findet aber bei ihm nicht statt.

Er unterscheidet sich wesentlich von einem Dorfwirthe. Das ist eine derbe breite Gestalt mit viel Weingrünem im Gesicht, der seinen Gästen den Schoppen in der Hand bringt, die brennende Pfeife im Mund und die Mütze auf dem Haupt, der sich ohne Weiteres zu den Einkehrenden hinsetzt, mit ihnen discourirt und à la Kamerade thut. Ein gebildeter Wirth in Schwaben aber ist ein ganz anderer Mann, denn er trägt einen grünen Frack und hält

sich stets in ehrerbietiger Ferne von seinen Gästen. Eigentlich hat ein solcher Wirthschaftsinhaber drei Seiten, oder vielmehr dreierlei Gestalten. Er ist Hausvater, er ist Maitre d'Hôtel, er ist dienstthuender Wirth.

Ich kenne keinen liebreichern Hausvater, als ein Gastwirth ist. Er hat seine Frau aus Liebe geheirathet, d. h. aus Liebe zu dem, was sie hatte und aus Liebe zu ihrer ausgebreiteten Verwandtschaft, und er behandelt sie mit unendlicher Liebe. Ach! er sieht sie des Tags höchstens eine halbe Stunde, warum sollte er sie also nicht lieben? Je weniger er um sie und um seine Kinder ist, um so weniger können sie ihm alltäglich werden. Und muß sie nicht alles besorgen, was Küche und Weißzeug anbelangt? Dafür ist der Herr Gemahl auch galant, und führt sie in's Theater und spazieren, denn er hält eigene Equipage seiner fahrlustigen Gäste zu lieb, und macht alle Jahre eine kleine Reise mit ihr, so lange sie jung ist. Seine Kinder aber werden alle verzogen, und zwar theils von ihm selbst, weil er sie wie ein Spielzeug behandelt, das man nur manchmal benützen darf, theils von der Köchin, die ihnen Alles zuschiebt auch hinter dem Rücken der Eltern, theils von den Pensionärs oder abonnirten Mittagsgästen, die meist Hagestolze sind und daher an den Kindern einen Affen gefressen haben.

Ein ganz anderer Mann ist der Gastwirth als Maitre d'Hôtel. Da ist er der Herr des Hauses; hat für den Einkauf in Küche und Keller zu sorgen, seine Kellner in Ordnung zu halten, und seine Lehrjungen zu dressiren. Ein schweres Amt! Gut einkaufen, wohlfeil einkaufen! Ordnung erhalten, höflich seyn! Wie oft hat er zu thun, oder zu schwatzen, oder nichts zu thun und kommt statt um 9 Uhr um 12 Uhr auf den Wochenmarkt, und findet nur noch unschmackhaftes Gemüse, zähe Tauben und alte

Gänse! Wie oft zerbricht der Kellner ein Glas, einen Teller, eine Bouteille, soll er dem ungeschickten Schlingel nicht eine Ohrfeige geben? oder soll er ihn nicht wenigstens abzanken, daß kein gutes Haar an ihm bleibt? Er thut's nicht selten, denn er ist jähzornig; aber es reut ihn sogleich wieder, denn er hat höhere Rücksichten. Er muß thun, als sähe und höre er nichts; denn was würden die Gäste denken? Die würden sich einen solchen Spectakel schön verbitten. Ja! muß er nicht oft laufen und springen für seine Dienstboten, wenn es diesen beliebt, nicht gerade gegenwärtig zu seyn auf den Ruf eines Gastes, und muß ein freundliches Gesicht dazu machen, wenn ihm die Galle übergelaufen ist? Das Alles muß er thun, wenn er nicht blos Herr des Gasthauses, sondern auch ein gastlicher Wirth seyn will.

Denn für wen ist er da? Für wen müssen alle seine Worte und Handlungen berechnet seyn? Für Niemand, als für seine Gäste. Von ihnen lebt er, also muß er auch für sie leben. Da kommt ein vornehmer Herr; er trägt ein rothes oder blaues Bändchen im Knopfloch, — der Herr Gastwirth fängt jeden Satz mit „Gnädiger Herr" an, und schließt ihn mit einer Verbeugung; da kommt ein Student angeritten, — der Herr Gastwirth lacht mit ihm, als wäre er selbst 12 Jahre auf Universitäten gewesen, und wenn's ihm auch nichts weniger als lachend zu Muthe ist; da kommt eine Dame mit 2 hübschen Töchtern — der Herr Gastwirth weist ihnen die schönsten Zimmer und die besten Plätze an der Tafel an, und ist so artig gegen sie, als der Liebhaber gegen die Mutter seiner Geliebten; da kommt ein armer Gesell und Handwerker, — ei! auch der ist ihm lieb, er heißt ihn seinen guten Freund, und sezt ihm seinen Schoppen vor, als wäre er ein Reichsbaron; da kommen ein Paar Bürger

oder gar Bauern, — mit denen thut der Gastwirth familiair und frägt sie nach den Fruchtpreißen und dem Viehstand, als hätte er sein Lebetage nichts anderes gethan, als geackert und den Kühen eingegeben. Ein Gasthof ist der Zusammenfluß aller Schattirungen von Menschengesichtern; dem Gastwirth aber ist jedes Gesicht gleich, wenn es nur einen Geldbeutel besitzt mit gangbarer Münze. Er fragt nicht nach Religion, nicht nach Stand, nicht nach Gottesfurcht, nicht nach Verstand, er sorgt nur, daß der Gast gut bedient und er selbst bezahlt werde. Aber meinst du vielleicht, der schwäbische Gastwirth sehe verachtungsvoll auf dich herab, wenn du wenig Geld hast, oder er lasse dich gar aus dem Hause jagen, wenn du keines hast? Du irrst dich sehr; unser Herr Gastwirth ist ein ehrlicher Schwabe, und wenn du auch Einer bist, oder wenn du ein Gesicht hast, dem man trauen kann, und keine fremdländischen Redensarten im Munde führst, die von der Falschheit deines Herzeus zeugen, so pumpt er dir auch auf ein Paar Wochen, und wenn du ihn einmal ehrlich wieder bezahlt hast, wohl auch noch länger.

Also ist ein schwäbischer Gastwirth. Und wenn er vielleicht nicht so fein ist, und nicht so nobel frisirt, und nicht so artig gekleidet, und nicht so gut französisch spricht, als ihr Wirthe in Sachsen und Preußen, so treffe ich bei ihm einen guten Wein, und eine gute derbe Kost und einen ehrlichen Mann und eine freundliche Aufnahme und eine wohlfeile Rechnung, und das ist mir lieber als gefärbtes Wasser, Butterschnitten und polirte Redensarten mit schwerfälligem Conto.

6.

Ein Stuttgarter Ladenschwengel.

Sie wissen ohne Zweifel, was ein Ladenschwengel ist, und wenn Sie's nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen. Ein Ladenschwengel ist ein Mensch, der neben freier Atzung um 100 — 200 fl. den ganzen Tag im Comptoir ist und schreibt, oder im Laden steht und für ein Paar Kreuzer Band herunterschneidet und sechs Loth Schnupftabak verkauft. Er sieht gerade aus, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, weder ganz gescheidt, noch ganz dumm, weder ganz groß, noch ganz klein, weder ganz alt, noch ganz jung, weder ganz tugendhaft, noch ganz verdorben.

Die Stunde schlägt sieben Uhr. Nun sehen Sie ihn, er geht auf's Comptoir (er heißt den Laden auch Comptoir); betrachten Sie ihn näher, er ist nach der neuesten Façon. Der Hut sitzt schief auf dem Kopf, Rock und Hosen sind frisch ausgebürstet; die Zipfel des Halstuches fliegen gerade aus; in der Rechten hält er einen Stock mit einer schwarzen Quaste; in der Linken die Handschuhe, die er aber nicht anzieht, damit sie lange neu bleiben. Er geht auf's Comptoir. Der Herr Principal sind schon da. Der Hut wird an seinen Ort gehängt, der neue Rock mit einem alten vertauscht, den er zu diesem Zwecke immer da hat; die Federn werden geschnitten, oder er stellt sich hinter den Ladentisch. Nun schreibt er bis 12 Uhr, oder er ist im Magazin bis 12 Uhr, oder er wiegt Zucker aus bis 12 Uhr. Aber die Mittagsstunde hat geschlagen; die Feder wird weggeworfen, der neue Rock wird wieder angezogen, und der Stock zur Hand genommen. Er geht

zum Mittagessen. Nun schlägt es zwei Uhr. Sehen Sie ihn wieder? Er ist es, der nämliche Herr, er geht wieder in's Comptoir, und treibt's wieder, wie am Vormittag, bis Abends 6 Uhr und auch noch länger. Aber wo geht's nun hin? In die Actienbrauerei, meine schöne Dame, oder in's Cerevisle. Denn er liebt burschikose Ausdrücke, und möchte für sein Leben gern nur auch ein Bischen für einen Studenten angesehen werden. Er hat Erlaubniß, bis zehn Uhr auszubleiben, und der Herr ist ein lebenslustiger Mann, und das Bier ist sehr wohlfeil, und er trinkt mehr als ihm schmeckt, damit er sich nachher rühmen kann: Gestern waren wir einmal fidel und haben gesoffen, wie die Kameeler, worin er gar nicht Unrecht hat in lezterer Beziehung; die ganze Fidelität bestand aber in einigem Geschrei und in einem Ramse, denn ein edleres Spiel kennt er nicht. Aber jezt schlägt es 10 Uhr; er muß nach Hause, sein Herr Principal will es so und er hat keinen Hausschlüssel.

Sehen Sie, Madame, das ist ein Ladenschwengel! Und so lebt er sechs Tage lang, vom Montag bis Samstag, einen Tag wie den andern. Aber Sie kennen ihn noch nicht ganz. Wie könnten Sie auch? Sie haben den Sonntag noch nicht erlebt. Erlauben Sie Ihren Arm, meine schöne Leserin; wir begeben uns in die Königsstraße. Die schöne Welt war fromm, d. h. in den verschiedenen Kirchen, und geht nun spazieren. Aber wer sind denn diese jungen Herrn alle? Mein Gott! wie reich gekleidet! Neue Filzhüte, neue Fräcke, neue Hosen, neue Stiefeln, und Alles glänzend nach dem neuesten Pariser Schnitt! Goldene Ketten über der Weste, und eine Menge Ringe an den Fingern! Die müssen wohl reich seyn! Hören Sie nicht, wie Sie schwatzen und lachen? Sogar hie und da französische Brocken? Gewiß sehr

noble, gebildete Leute! Wahrscheinlich Reisende, d. h. Fremde, die zu ihrem Vergnügen reisen! — Madame, das sind die Herren Ladenschwengel. Sie haben die ganze Woche geschrieben und gemessen; der Sonntag gehört ihnen.

Der ächte Ladenschwengel steht Sonntags früh auf. Er geht, wenn's Sommer ist, nach Kannstadt an den Brunnen, er trinkt seine sechs Gläser Sauerwasser, als wär's ihm vom Arzt verordnet, wie ein wirklicher Badgast. Sie könnten auch aus seiner Miene und seinem Bekanntthun schließen, er sei ein Badgast, und wahrhaftig, es ist auch gar nicht seine Absicht, Sie das nicht glauben zu machen; im Gegentheil wäre es ihm sehr recht, wenn Sie es glaubten; denn er möchte gern für Etwas angesehen seyn, und wär's auch nur für Einen, der Geld hat. Vom Brunnen geht's in den Garten des Wilhelmsbades; dort trinkt er Kaffee und spricht eine Menge von Bekannten; hauptsächlich macht er sich an die, welche etwas gelten in der Gesellschaft, und wenn er sie auch nur daher kennt, daß sie manchmal sich etwas von ihm im Laden geben ließen. Aber um neun Uhr ist er schon wieder in Stuttgart; denn er versäumt die Kirche nie. Er geht in die Kirche, um nachher mit gewissen Leuten, die auch in der Kirche waren, über die Predigt sprechen und räsonniren zu können; die Predigt aber versteht er nicht, wenn sie nicht ganz einfach ist; auch gibt er oft nicht Achtung, oder sich wenigstens den Anschein, als ob er nicht Achtung gäbe, denn das ist nobel und fashionable. Nach der Kirche ist er auf der Königsstraße zu schauen. Das ist sein Glanzpunkt; denn das ist für die Stuttgarter, was für die Wiener der Prater ist. Den ganzen Vormittag geht er vollends herum, oft zehnmal die Königsstraße auf und ab, oft in's Silber'sche Kaffeehaus, eine Cigarre rauchend und zum Fenster hinausschielend. Aber Nachmittags, da be-

kommen Sie ihn nicht zu Gesicht. Da ist er versagt; er kann unmöglich mit Ihnen gehen; er ist so dringend gebeten worden; es wäre gar Nichts ohne ihn; er muß ja eine Landparthie machen, eine Landparthie mit Frauenzimmern, und die sind alle in ihn verliebt, sterblich verliebt, und sie warten nur auf ein erklärend Wort von ihm, um ihm um den Hals zu fallen; aber er schweigt weislich stille, denn die könnten ihn beim Wort nehmen und er müßte sie am Ende heirathen, und er ist doch eine so gute Parthie, die man nicht nur so der nächsten besten an den Kopf wirft! O du armer Ladenschwengel! Wie groß ist deine Weiberkenntniß! War ich nicht selbst einmal dabei, bei solch' einer Landparthie, von meinem Vetter dazu genöthigt, und hatte er nicht zwei Mädchen eingeladen, deren eine er schon über ein Jahr poussirte, und bei der er glaubte, er stehe schon hoch in der Gunst und hatte noch nicht einmal einen Kuß von ihr bekommen, und mußte ich nicht mitfahren, damit ihm kein Anderer in's Gehege gehe und er mir traute, und hat sie nicht dann beim Pfänderspiel mich, den sie zum ersten Male sah, allen Andern vorgezogen, daß ich sie immer abholen mußte, wenn sie in's Wasser gefallen war 10 Schuh tief, mit 10 brennenden Küssen, und habe ich sie dann nicht nach Hause begleitet und sie war mein Schatz ein Vierteljahr lang, und mein Vetter merkte nichts, bis er einmal ein Brieflein von ihr auf meinem Nachttisch liegen sah, worin sie mir über Dinge schrieb, die er nie für möglich gehalten hätte? Ja, ihr kennet die Mädchen, ihr Ladenschwengel! Darum sagt ihr auch gleich einer Jeden das Schlimmste nach, wenn sie euch nur einmal zufällig angesehen hat, und meint, die sei nun euer, weil ihr noch nie eine verführt habt! Die Sache ist nicht immer so leicht, als man glaubt.

Der Ladenschwengel bleibt Ladenschwengel bis in sein 24tes Jahr und noch länger, wenn es ihm inzwischen nicht geglückt ist, Reisender zu werden, wonach all' sein Dichten und Trachten geht. Fahren und immer fahren dürfen, in der Welt herumhaudern dürfen, nicht um diese zu sehen, sondern um sich sehen zu lassen und seine ausgezeichnete Figur; in Wirthshäusern angesehen zu seyn, und Witze, die er da gehört und unterwegs gut einstudirt, dort als eigenes Fabrikat auftischen zu können und also seinen Verstand bewundern zu lassen, was gibt's Schöneres auf dieser Welt? Hat er's nun ein Weilchen so getrieben, so setzt er sich und fängt sein eigenes Geschäft an. Früher sprach er zwar viel von dem Handel en gros und verachtete den Handel en détail, aber er hat seine Ansicht geändert; er kauft sich einen Laden in einem Landstädtchen, wenn's nicht gar ein Dorf ist; er heirathet eine Bürgerstochter, sie mag schön seyn, oder nicht, wenn sie nur einige Tausend Gulden hat und eine angesehene Familie, damit die Verwandten all' ihren Schnupftabak und Kaffee bei ihm holen lassen.

Warum er eigentlich gelebt hat, weiß man nach seinem Tode nicht zu sagen.

7.

Der Wingerter, zu deutsch: Weingärtner.

Der Wingerter hat schlechte Waden, breite Füße, eine braune Gesichtsfarbe, und einen gekrümmten Rücken, Kopf und Brust nach vorwärts gebeugt. Er ist sehr mager und sieht etwas herabgekommen aus. Rothe Wangen hat er gar nie.

Es gibt auch keinen geplagteren Menschen, als einen schwäbischen Weingärtner. Die Weinberge liegen meist sehr steil an den Bergen des Neckar=, Rems= und anderer Flußthäler, und machen außerordentlich viel zu schaffen. Ein Ungar würde lieber keinen Wein pflanzen, als mit solcher Mühseligkeit. Im Herbste, wo der Wein kaum gekeltert ist, fängt der Wingerter an zu arbeiten auf das künftige Jahr. Da müssen die Reben gelegt und mit Mist bedeckt werden, und das dauert bis in den tiefen Winter hinein. Nun werden zu Hause Pfähle geschnitzelt, damit man im Frühling die Reben daran knüpfe; sobald aber die erste Lerche erscheint, ist der Herr des Weinberges schon wieder auf seinem Eigenthum und arbeitet und mühet sich ab auf den Herbstsegen hin. Stets sieht man ihn die Hacke in der Hand, oder den Butten mit schwerer Last auf dem Rücken, Erde aufhackend oder von einer Stelle zur andern tragend; dann versieht er wieder die Stelle des Maurers und verbessert die kleinen Mauern, deren es auf seinem Weinberge ganze Reihen gibt, terassenförmig aufsteigend; und alle Tage beginnt er von neuem wieder am frühen Morgen, und manch heißer

Schweistropfen rinnt von seiner gefurchten Stirne in den heißen Sand, denn an den steilen Bergen glüht die Sonne des Sommers noch einmal so heiß, weil ihre Strahlen senkrecht auffallen. Wie oft aber ist all' dieser Schweiß vergebens, wenn ein Reifen im Mai, oder ein rauher Wind im Juni alle Hoffnungen auf dießjährige Erndte zu nichte gemacht hat! Und doch darf er nicht aufhören zu arbeiten. Er muß schaffen, wie wenn er im Herbst ernd-ten würde, damit der Weinstock doch wenigstens im nächsten Jahre seinen Ertrag leisten könne. Ein Weingärtner in Würtemberg ist daher stets ein Muster von Geduld. Wer könnte auch Geduld besser erlernen, als wer schaffen muß, wo er voraussichtlich keinen Genuß davon hat? Und wenn er auch einen hat, wie groß ist er? Gibt's viel Wein, so gilt er wenig, und gilt er etwas, so gibt's um so weniger. Und hat er nicht das ganze Jahr hindurch auf den Erlös im Herbste hin zehren müssen? Hat er nicht Schulden gemacht, die er mit dem nun gewonnenen Gelde kaum wieder berichtigen kann? Ach! und wenn er nun Nichts erlöst im Herbste, was ist dann sein Loos? Das Wenige, was er besitzt, hat er verpfändet, sein letztes Eigenthum muß er verkaufen, und darben ein ganzes Jahr lang. Darf er ja sogar im glücklichsten Falle, in gesegneten Jahrgängen nichts kosten von dem, was er selbst gepflanzt und geerndtet! Muß er doch allen Wein verkaufen, um wieder Credit zu bekommen, und sich begnügen mit schlechtem Moste, oder noch weniger mundendem Wasser, während Andere an seinem edlen Gewächse sich erlaben dürfen! Ein trauriges Loos.

Eine Freudenzeit hat der schwäbische Winzer im Jahre: die Zeit des Herbstes, wenn der Wein gerathen ist. Noch scheint die Sonne warm und hell genug, der Himmel ist blau und lachend, und der Winzer ist mit seiner ganzen

Familie im Weinberg, und die Trauben werden fröhlich gesammelt in die Körbe und lustige Lieder ertönen aus dem Munde der leichtgeschürzten Winzerinnen, und der Weingärtner seufzt nicht unter dem schweren Butten, der ihm den Rücken krumm drückt, und das Abfeuern der Pistolen hallt bis spät in die Nacht hinein, alle Herzen ermuthigend. An diesen Tagen ißt und trinkt Alles zur Genüge, und wer in den Weinberg kommt, dem wird gastfreundlich angeboten, was man hat: Trauben, Wein und Käse. Abends aber erklingt aus jedem Wirthshaus eine freudige Geige und Clarinette, denn es ist große Festzeit im ganzen Unterlande.

Vermögen ist nie viel da. Denn ein Mann kann nur wenige Weinberge zur Genüge besorgen, weil sie zu viel zu schaffen machen. Seine Wohnung ist eine kleine Hütte, ein Zimmer mit einer Kammer daneben, und in diesen beiden ein Tisch, ein Paar Stühle und ein Himmelbett, worin zur Noth die ganze Familie Platz hat. Im Stall meckert eine Gaise, und ist vollends noch eine Kuh da, so ist der Reichthum nicht gering.

Sein Character verräth viel Verschmitztheit, was vom Handeln und Mäckeln im Herbste herkommt.

8.

Der Herr Decan.

Ein Decan hat einen dicken Bauch, ein Prälatengesicht und viel Amtsmiene darinn. Früher hieß er Special und war Specialsuperintendent, wie der Prälat Generalsuperintendent, immer aber war er stolzer als der Prälat selbst, weil kleine Souveraine sich immer mehr einbilden als große.

Da sitzt er, der Herr Decan, in einem bequemen Altvater- oder Lehnsessel, im zizenen Schlafrock, die beiden Arme aufgestützt, vor sich den Schreibtisch mit unendlichen Acten und Papieren, die Füsse in weiten Winterschuhen, auf dem Kopfe ein sammtnes Käppchen, in Form einer Cerevis- oder Jakobinermütze.

Er ist aber kein Jakobiner, sondern ein orthodoxer Rechtgläubiger und unterthäniger Unterthan. Hat er ja doch zu berichten über die revolutionären und nicht revolutionären Gesinnungen der Herren Pfarrer und Vikare, und Schulmeister und Provisoren, die ihm untergeben sind, obgleich von Staatswegen, wie nach unsern Gesetzen bekannt ist, durchaus keine Rücksicht auf solche Berichte genommen wird! Hat er ja doch zu leiten die Disputationen und Conferenzen, und zu wachen über die kirchlichen Gesetze, und in Vollzug zu setzen alle höhern Befehle, und die Kirche in ihren Gliedern zu wahren vor jeder unkirchlichen Meinung und Straußisch-mythischer Ansicht! Weil ihm aber so Wichtiges überlassen ist, darum ist er auch ein vornehmer Mann. Er ist das Mittelglied zwischen Pfarrer und Consistorium, zwischen Schullehrer und Studienrath. Ihm muß jede Bittschrift um Beförderung,

Versetzung, Besoldungsverbesserung und dergleichen Dinge übergeben werden, damit er einen Beibericht mache, wie es ihm beliebt, d. h. der Wahrheit gemäß nach Recht und Gewissen. Nach diesem Bericht aber richten die Obern. Er hat die Befehle des Consistoriums und des Studienraths unter die Leute zu bringen, und die günstigen oder ungünstigen Endurtheile seinen Pfarrern und Lehrern mitzutheilen. Darum Respect und Devotion vor seiner Hochwürden!

Früher war er noch vornehmer, da man ihn noch Special hieß, und er stellte sich sogar über den Oberamtmann, der doch damals zugleich Oberamtsrichter war. Jezt freilich ist's nicht mehr so, weil die Welt weltlicher geworden ist und das Corpus juris mehr gilt, als die Bibel. Darum nimmt der Herr Decan auch den Schein von Demuth an, gleichwie sich der Papst den Diener der Diener nennt. Aber im Innern wurmt ihm nichts tiefer, als daß sein Name bei Protocollen oder Bekanntmachungen des gemeinschaftlichen Oberamts oder Oberamtsgerichtes nicht auf der ehrenvollern Seite unterschrieben steht. Der größte Beweis seiner Herablassung ist's, wenn er einen Pfarrer: Collega nennt; doch einen Pfarrer habe ich noch nie wieder sagen hören zu ihm: Collega. Und manchmal glänzt ihm die Freude aus den Augen, wenn er seinen Collegen abputzen darf auf Rechnung des Consistoriums, und wäre er auch mit demselben noch auf der Universität gewesen und stünde Du und Du mit ihm. Denn auf der Universität da war der Herr Decan ein Stubenhocker und Bücherfresser, und konnte lateinisch sprechen und griechisch schreiben und hebräisch denken, und wußte alle Kirchenväter auswendig und von allen Päpsten den Geburtstag, und kann es deßwegen auch nicht leiden, wenn ein Anderer auch etwas wissen will, oder gar ihm nicht immer

Recht gibt; der lustige Compromotionalis aber spielte eine Rolle unter den Studenten, und den Stubenhocker sah man über die Achsel an, troß seiner Gelehrsamkeit. Das hat ihn tief verdrossen und er hat gedacht in seinem Innern: Warte uur, bis ich einmal Decan bin und Du Pfarrer, dann ist das Verhältniß umgekehrt und wir werden schon mit einander sprechen, aber aus einem andern Tone, und — ein ehrlicher Christ hält Wort.

Das Ideal des Decans ist das Prälatenthum. Diesem zu lieb thut er Alles: er befördert pietistische Meinungen, wenn der Pietismus im Consistorium Platz genommen hat; er schreibt Bücher, um dadurch als gelehrt zu erscheinen; er ist in allen Dingen devot und unterwürfig, aber oft nicht einmal höflich gegen Leute, die unter ihm stehen. Ein simpler Landgeistlicher wäre es ihm unmöglich wieder zu werden; wie sollte er, der zu befehlen gewohnt ist, von einem andern Decan wieder Befehle annehmen? Thut es ihm doch schon unendlich weh, wenn er nur auf kurze Zeit, sei's einer Krankheit oder einer Reise halber, den Scepter seiner Amtswürde in die Hände des Helfers oder eines Pfarrers seiner Diöcese niederlegen muß! Ist ihm ja doch nichts heiliger, als das Heiligthum seines Regententhums! Die beste Art der Heilighaltung deucht ihm das Heimlichthun.

Die Besoldung eines Decans ist nicht allzugroß, gewöhnlich nicht höher als 1200 fl. Früher hatte er kaum so viel Fixum, und doch stand er sich weit besser. Da war ein kirchlicher Diener eben auf einen frischen Platz ernannt worden; hier kam ein Pfarrer und wollte auf eine bessere Stelle; dort ein Schulmeister und hätte sich gerne von einer Klage gereinigt; jezt ein Vicar und suchte angestellt zu werden; dann ein Provisor und möchte seine Stelle wechseln; dort ein Bauer und bat, seinen Ehe=

prozeß zu fördern, und von allen diesen kam keiner mit leeren Taschen, und keiner gieng mit vollen, und endlich kam das Neujahr, das gute Neujahr, und es brachte einen Ducaten von jedem Pfarrer und einen Kronenthaler von jedem Schulmeister, und von Andern kleinere Gaben, und die Victualien-Beifuhr wurde nicht einmal angeschlagen. Jezt aber und schon lange her hat sich die Sache geändert. Wie ungerecht! Nicht einmal Geschenke mehr darf er annehmen, der leutselige Decan. Er nimmt auch keine mehr, aber die Frau Decanin ist nicht böse über ein kleines Angedenken und über eine Pfarrmetzelsuppe von einem Viertelschweine.

Der Decan stirbt gewöhnlich, ehe er Prälat wird, höchst ärgerlich über nicht anerkannte Verdienste. Sein einziger Trost ist noch der, daß seine Leiche solenn genug wird, weil alle Geistlichen in Amtskleidung derselben beiwohnen müssen.

9.

Der Dorfbarbier.

Der Dorfbarbier trägt gewöhnlich einen in's Braune spielenden Frack, der früher schwarz gewesen seyn konnte, eine farbigte Weste, eine rothe Nase, graue lange Hosen, die vor Zeiten neu waren, eingefallene Wangen, ein ungekämmtes Haar, schwindsüchtige Beine, und wasserfarbene, etwas triefende Augen mit rother Augenliedereinfassung.

Der Dorfbarbier geht sehr schnell und hat ausserordentlich viel zu thun. Sein erster Gang geht zum Pastor des Orts. Dieser bekommt das Rasirmesser frisch geschliffen und die Serviette frisch gewaschen. Der zweite Gang geht zum Schultheißen, dann kommt der Schulmeister, und dann die Rathsherren und endlich der übrige Pöbel. Seine liebsten Kunden sind übrigens die Wirthe, die nicht umhin können, ihm ein Gläschen Kirschengeist oder Schnaps zu offeriren. Sein Hauptwerktag ist der Sonntag Vormittag. An diesem Tage muß er sich früher als gewöhnlich auf die Beine machen, um seine vornehmeren Kunden zu besorgen; denn von 8 Uhr an ist seine Wohnung überfüllt von Handwerkern und Bauern und Taglöhnern, die die ganze Woche keine Zeit hatten, sich den Bart abnehmen zu lassen, nun aber frisch rasirt die Kirche besuchen wollen.

Der Dorfbarbier ist weit herumgekommen. Er hat als reisender Barbierersgehülfe die Welt gesehen. Von seinen Reisen hat er seine Bildung und seine Kenntnisse her. Wo sollte er sie anders her haben? Sein Vater

war ein armer Bauer; beim Dorfbarbier, der zu seines Vaters Zeiten **en haut** war, ging er in die Lehre, und lernte gerade so viel, als dieser selbst wußte, nämlich rasiren, Aderlassen und schröpfen. Allein er begnügte sich nicht damit. Viele Jahre streifte er herum, manchmal sogar in's Franzosenland hinüber. Vielleicht war er vollends gar einmal mit im Felde, und ruhmgekrönt nach Hause gekehrt. Er kann jezt nicht mehr blos rasiren und schröpfen und Aderlassen; er kann das Haar nach der neuesten Mode schneiden, d. h. nach der Mode, welche vor seiner Heimkehr Mode war; denn bei dieser bleibt er stehen, so lange er Dorfbarbier ist. Er kann ferner den Puls fühlen, und eine bedenkliche Miene dazu schneiden; er kann sogar zwei bis drei Recepte auswendig, die auf alle Fälle passen und alle Krankheiten aus dem Fundamente heilen. Seine Hauptforce aber liegt in seiner Sprache. Diese ist sehr gebildet, halb schwäbisch, halb sächsisch, und vermischt mit fremden Redensarten und französischen Brocken, die er in seinen Feldzügen erobert hatte. Darum ist er auch im ganzen Dorfe hoch angesehen und Niemand nennt ihn anders als Herr Doctor. In allen Nöthen des Leibes springt man zu ihm, und sein Wort schon tröstet und hilft, wenn auch der Patient daraufgeht. Denn einen wirklichen Arzt holen zu lassen — das kostet zu viel, und er wohnt zu weit weg, und man könnte den Doctor im Dorfe erzürnen, und ein anderer Doctor hätte ihm auch nicht helfen können.

Zu Hause ist der Barbier selten. Er ist immer auf den Füßen, immer in Bewegung, darum weiß er auch alle Tagesneuigkeiten. Ihm wird Alles anvertraut, er wird um Alles um Rath gefragt, und Alles geht unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und unter demselben Siegel theilt er's Andern wieder mit. Daran läßt er es

nie fehlen und ist in dieser Hinsicht ein altes Weib. Darum versteht er es aber auch, seine Kunden auf's trefflichste zu unterhalten, und oft trägt sich's zu, daß er Dir, während er mit seinem Messer sanft an Deiner Kehle herunterfährt, mit der größten Ruhe und geläufigsten Sprachfertigkeit erzählt, wie heute Nacht sich Einer den Hals abgeschnitten. Am wichtigsten wird seine Person Abends von sechs Uhr an. Denn da ist er im Wirthshaus. Er war zwar schon in vielen den langen Tag über, das bringt sein Geschäft so mit sich und der angeborne Durst; aber es war nur kurz, nur vorübergehend. Nun aber bleibt er sitzen; er sitzt mitten unter den Bauern, und alle hören ihm andächtig zu; denn er erzählt von seinen ledigen Fahrten. Jezt wird die Zeitung gebracht. Wo liegt Philadelphia? Wo Madrid? Wo Hildburghausen? Er weiß von Allem Bescheid. Er ist ja überall selbst gewesen, oder doch ganz in der Nähe. Es würde ihm auch nicht darauf ankommen, wie jener große Reisende steif und fest zu behaupten, mit den Dardanellen zu Mittag gespeist zu haben. Besonders auffallend zeigt sich sein Genie in der Erklärung der Zeitungen. Er nur weiß zu sagen, was diese oder jene Redensart bedeutet; er kennt die Torys eben so gut als die Whigs, und ist mit den Beweggründen beider Partheien genau vertraut. Er kann genau angeben, wann und warum dieser oder jener König Krieg oder Frieden anfangen muß. Mit einem Wort, er ist ein großer Politiker. Eine bestimmte politische Richtung verfolgt er jedoch nicht, wenigstens nicht äusserlich. Morgens beim Pfarrer oder gar Gutsherrn, wenn einer da ist, ist er auf Seiten der Aristokratie; bei den Bauern aber ist er auf der Seite der Bewegung; und man wollte schon behaupten, das sei seine eigentliche Ueberzeugung. Ein Abend ohne ihn im Wirthshaus wäre

sehr langweilig. Darum ist er auch allgemein beliebt, und manchem Reichern kommt es nicht darauf an, dem armen Barbier einen Schoppen kommen zu lassen, nur damit er da bleibt und nicht anders wohin geht, wo ein Anderer ihm einschenken ließe. Sein liebstes Getränke ist übrigens der Schnaps. Er hat vielfache Gründe dafür, wovon ich jedoch blos einen anführe, nämlich den, daß er das wohlfeilste und am schnellsten zum Ziele führende Getränke ist. Ohne einen Schnaps kann er gar nicht zu Bette gehen, und ohne einen Schnaps Morgens sein Haus nicht verlassen. Er würde Niemanden rasiren können, hätte er nicht vorher Branntwein getrunken. Denn dieser hält Leib und Seele zusammen, und gibt seinen Nerven wieder die gehörige Schwungkraft, daß sie nicht mehr zittern wie Espenlaub.

Der Dorfbarbier ist, wie das bisherige gezeigt, eine öffentliche Person. Darum bekümmert er sich auch um das Hauswesen gar wenig. Zwar ist er immer verheirathet und hat auch Kinder. Aber die Erziehung derselben wird der Frau überlassen, mit der er jedoch immer in Unzufriedenheit lebt. Er behauptet immer, sie allein sei Schuld an diesem Unfrieden, und wenn man ihn hört, so hat er ganz recht. Wenn er aber nach Hause kömmt, so hat er meist Unrecht; denn seine Frau ist gar oft bereit, ihm dieß mit ihren Zähnen und Händen zu beweisen, falls er daran zweifeln sollte, und er ist zu betrunken und zu geschwächt, um diesen Beweis verhindern zu können, oder gar den Gegenbeweis zu führen.

Er lebt nicht lange und hinterläßt nie Vermögen.

10.

Ein Stuttgarter Biergarten.

Ein Stuttgarter Biergarten ist ein Garten mit verschiedenen Gängen, die mit Sand belegt sind, einigen Bäumen, die Schatten gewähren sollen, und einigen Duzenden Tischen und Bänken, an welchen Leute sitzen, welche Bier trinken. Er ist noch nicht sehr alt; das sieht man an dem Zaune, der noch ziemlich gut erhalten ist. Früher war er meistens ein Weinberg, aber der Wein, der da erzeugt wurde, hatte gar oft viele Aehnlichkeit mit dem Essig, und nicht einmal mit dem Weinessig. Er ist ein Freund der guten Aussicht, denn man übersieht von ihm aus eine große Landschaft, oft auch die ganze oder doch die halbe Stadt.

Ein Stuttgarter Biergarten ist ein abgesagter Feind des Winters. In dieser Jahreszeit legt er Trauer an, aber keine schwarze, sondern weiße, wie die Chinesen, und ist für Jedermann unsichtbar. Keine Gewalt kann ihn bewegen, in diesen Zeiten seine Thüre zu öffnen; er ist traurig und in sich gekehrt und wartet des Frühlings. Da grünet er und treibt und sproßt und belaubt sich, und die Vögelein schlagen ihre Nester in ihm auf und pfeifen lustige Liedlein, und es ist eine Lust, es mit anzusehen, wie er täglich mehr zunimmt an Kraft und Fülle. Seine eigentliche Lebensperiode beginnt aber erst mit dem Ende des Mai, wenn die Sonne anfängt zu brennen, und auf den heißen Tag ein kühler Abend im Schatten der Bäume ersehnt wird. Da ladet er jedermänniglich freundschaftlichst ein zum Besuche und gibt alle Tage große

Gesellschaft. Zwar in der Frühe Morgens liebt er dieselbe nicht, und öffnet seine Toilettenzimmer selten; er gleicht hierin einer vornehmen Dame; allein Mittags gibt er stets Audienz. Er hat sich deßhalb verschiedene Kammerjungfern angeschafft, welche die Gäste auf's flinkste zu bedienen stets bereit seyn müssen. Je höflicher die Gäste sind und je zuvorkommender gegen die Dienerschaft, um so flinker werden sie bedient; und man kann Alles haben, was man will, jedoch keine anderen Getränke als Bier. Im Essen liebt er Frugalität; wer nicht mit Käse, Butter, Schinken, Braten, Wurst und Rettig zufrieden ist, der kann immerhin zu Hause bleiben, oder in einen Gasthof gehen. Auch sieht er nicht gerade darauf, daß ausserordentlich viel getrunken wird; im Gegentheil hält er viel auf Anstand und liebt deßhalb eigentliche Trinkgesellschaften nicht ausserordentlich, die deßwegen auch selten bei ihm zu treffen sind. Diese weißt er vielmehr in's Haus daneben, wo sie ungestört jubeln und zechen können. Wie wäre es auch schicklich, wenn eine so noble Gesellschaft, wie sich eine bei ihm versammelt, durch wildes Geschrei und betrunkene Rufe gestört würde! Dagegen liebt er eine solide Unterhaltung mit Damen. Diese sind seine Hauptpassion, und nichts geht ihm über ein junges Mädchen in ihren Rosenjahren. Er hat deßwegen in der Woche einen besondern Tag sich auserwählt, wo allgemeine Damenunterhaltung statt findet; und jeder Biergarten hat seinen Gallatag.

Es ist vier Uhr; siehe da strömt eine Menge Menschen durch das Thor hinaus, alle festlich angezogen und zierlich geputzt; jung und alt, schön und häßlich, weiblich und männlich, angestellt und nicht angestellt, arm und reich, hoch und nieder, aber alle für heute Abend zu einem Zwecke vereinigt: sie wollen sich erlustiren im Bier-

garten. Und oben von einer Terasse herab, oder aus der Mitte des Gartens, erschallt eine herrliche Trompetermusik, stets dieselbe alle Jahre, aber doch stets abwechselnd in ihren Melodien, stets Neues producirend. Man sieht, daß es ihm nicht um eine große Einnahme zu thun ist, sonst wäre die Entrée nicht blos auf drei Kreuzer gestellt. Vielmehr will er blos viele Gäste haben; und je stärker die Versammlung, um so stolzer ist er; denn es ist dieß ja ein Beweis, daß seine Soireen die nobelsten sind. Wie jubelt er da, und mit ihm sein Inhaber, wenn Alles überfüllt und kein Platz mehr leer ist, und sogar die Rasen von Trink- und Schaulustigen besetzt sind! Wie freundlich zeigt er sich da gegen die Mütter und ihre Töchterleins, wenn sie den Strickstrumpf in der Hand, oder die Nähterarbeit auf dem Schooß da sitzen bei Vater oder Bruder, oder Onkel, oder Geliebten oder Pousseur, und zierlich am Bierglas nippen und Butterbrod verspeisen und süße Plaudereien verführen! Wie galant ist er sogar und bietet ihnen ein schönes Röslein an, das ihm selbst zur Zierde gereicht, daß sie es pflücken und ihren jungfräulichen Busen mit schmücken! Also wie gesagt, er ist ein Liebhaber des weiblichen Geschlechts und dieses ist dafür auch nicht undankbar. Im Gegentheil: manch' holder Mund, den ein zierlicher Galan oft Jahre lang bitten muß um das süße Wort: „Liebe", benennt gleich nach dem ersten Besuch den Biergarten mit dem Beinamen: „mein Lieber"; und manche Dame, welche die ganze Woche nicht aus dem Hause kommt, und sich kaum Zeit nimmt, die Haare zu ordnen, die putzt sich an des Biergartens Gallatage und läßt sich den Besuch nicht nehmen. Ja manche derselben thut ihm sogar die Ehre an, und nimmt sich die Mühe, und erscheint alle Male in einem andern Kleide, damit sie ihm und vielleicht

auch Andern, die ihn besuchen, immer neu erscheine! Der Gallaabend im Biergarten ist ihr fast so lieb, als der Sonntag Vormittag in der Kirche. Sieht sie ja doch fast noch mehr und wird von Mehreren gesehen! Die Herren aber, das weiß der Biergarten wohl, sind überall, wo es schöne Damen gibt, und wenn das Bier auch schlecht wäre, was gar oft der Fall ist. Sie kommen ja nicht, um zu trinken, sondern um zu sehen und zu sprechen, und dabei eine Cigarre zu rauchen. Gar manche Bekanntschaft wurde im Biergarten geschlossen, wozu sonst keine Gelegenheit geworden wäre, und führte zu Freud oder Leid, je nachdem die Verhältnisse waren.

Wie aber der Biergarten seinen Gallatag hat in der Woche, so auch seinen großen Audienztag. Am Sonntag sind alle Bürger Herren und alle Handwerker Freiherren. Das weiß der Biergarten wohl, und thut deßhalb am Sonntag auch nicht spröde, sondern läßt Alles herein, was einen Rock anhat oder einen Unterrock; Mädchen aller Art, Männer aller Art, Frauen aller Art; ein wahrer Mischmasch, oft nobel, oft nicht nobel, meistens aber das Leztere. Aus diesen Besuchen zieht der Garten seinen Vortheil, und vom Vortheil lebt man. Denn die Leute am Sonntag verzehren mehr, als den Tag zuvor die Vornehmeren. Allein ganz so geputzt zeigt sich dennoch der Garten nicht, denn er hat da selten Trompetermusik, sondern höchstens ein Paar böhmische Geiger.

So treibt's der Stuttgarter Biergarten bis in den tiefen Herbst hinein, wo es oft schon recht kalt und schaurig sich sitzt unter freiem Himmel. Denn er kann sich von seinen lieben Gästen kaum trennen, und es thut ihm weh', seine Winterkleider wieder vorziehen und sich verpuppen zu müssen, wie eine Raupe. Und schon im Herbst freut er sich wieder auf den Frühling, wo er als Schmet-

terling aus der garstigen Puppe hervorkriecht, wie Hans Eulenspiegel beim Bergsteigen auf den Bergabhang; mit ihm aber freuen sich die Actionärs oder Inhaber, die an ihm ein theures Kind groß gezogen haben, das blos eine kurze Zeit über im Jahre etwas verdienen kann.

11.

Der Dorfschultheiß.

Der Dorfschultheiß ist der erste Vorstand im Gemeinderathe, der zweite im Kirchenconvente. Er ist der Regent und Minister der innern und auswärtigen Angelegenheiten zugleich, und heißt in größern Städten Bürgermeister. Der Dorfschultheiß ist entweder ein gelernter Schreiber oder ein ungelernter Bauer. Der Bauernschultheiß und der Schreiberschultheiß unterscheiden sich aber wie Schwarz und Weiß. Der Schreiberschultheiß ist französisch gekleidet und ein vornehmer Mann. Er gehört zu den Honoratioren des Dorfes, welche eigentlich blos aus ihm, dem Pfarrer und etwa dem Amtsnotar, Wundarzt und dergleichen bestehen. Seine Frau geht gerne in die Gesellschaft der Frau Pfarrerin, noch lieber aber ist sie ihre Rivalin, absonderlich, wenn ihr Mann, was gar oft der Fall ist, in Fehde mit diesem begriffen ist. Denn der Schreiberschultheiß will, wie er sagt, sich nichts gefallen lassen, d. h. er handelt gerne eigenmächtig und liebt den Widerspruch. Er hat das Amt blos übernommen, wie man bei uns gegenwärtig fast alle Aemter übernimmt, d. h. um sein Einkommen zu vermehren. Darum ist er auch nicht blos Schultheiß, er ist auch Rathsschreiber, Verwaltungsactuar und Pfandhülfsbeamter. Diese vier Aemter geben das Einkommen eines mittlern Staatsdienstes, und der Schultheiß-Schreiber weiß es noch mit verschiedenen Nebenaccidenzien zu vermehren. Dennoch hat er nicht sehr viel zu thun, denn er hält sich einen oder zwei

Schreiber, die Alles in seinem Namen versehen und wo möglich einen noch größern Hochmuth haben, als er selbst. Seine stolzeste Hoffnung ist, Landstand zu werden. Nichts Höheres gibt es für ihn, als von der ganzen Amtscorporation so geehrt zu werden, daß die Wahl zum Abgeordneten auf ihn fällt. Denn erstens trägt das alle Tage 5 fl. 30 kr. ein und zweitens wer weiß, ob nicht sein Talent erkannt und er zu irgend einem Staatsdienst verwandt werden wird? Seine Bürger haben zwar kein rechtes Zutrauen zu ihm; er ist ihnen zu vornehm. Um so mehr aber fürchten sie ihn; denn er ist sehr streng. In religiöser Hinsicht denkt er sehr frei, und man sieht ihn daher sehr selten in der Kirche, besonders wenn er mit dem Pfarrer nicht gut steht. Denn die Person vom Amt zu unterscheiden, dazu fehlt ihm Etwas. Nichts desto weniger ist er auch selten im Wirthshause, denn er dünkt sich zu hoch, um mit seinen Bauern in einem Zimmer, oder gar an einem Tische zu sitzen. Um so öfter geht er auswärts, oder noch besser, er fährt, oder zum allerbesten, er reitet. Denn das Reiten ist seine Hauptforce, und er trägt daher stets Sporen und reitet auf seinen Gemeinderäthen.

Ein ganz anderer Mann ist der Bauernschultheiß. Er trägt einen dunkelblauen tuchenen Rock mit unendlich weiten Schössen und thalergroßen silbernen Knöpfen, eine bis über den Bauch herabgehende, rothe, tuchene Weste mit runden silbernen Knöpfen, einen dreieckigten Filzhut und darunter eine weiße gestrickte Schlafmütze, eine leichte schwarze Binde um den Hals, gelblederne Beinkleider und Schuhe und Strümpfe; also ganz wie sich die reichern Bauern tragen. Denn er ist durchaus nicht mehr, als ein vornehmer Bauer. In seinem Dorfe wollten sie keinen Schreiber zum Schultheiß; denn sie glaubten dort, dieser

würde sein Amt nur zu seinem eigenen Vortheil verwalten. Wen konnte man also zum Schultheiß wählen? Offenbar nur einen der angesehensten und, wie sie sagen, der rechtschaffensten Männer des Dorfes. Der Rechtschaffenste aber ist immer der, welcher viel Geld hat, und welchem also viele Andere schuldig sind, wenn er nur nicht schon im Zuchthause war, oft aber auch, wenn dieß der Fall gewesen. Der Bauernschultheiß betrachtet sein Amt als ein Ehrenamt, und thut gar Vieles umsonst, was sich der Schreiber bezahlen läßt. Freilich versteht er Manches nicht so gut, Manches aber auch viel besser, besonders den Vortheil seines Dorfes. Er ist auch blos Schultheiß und überläßt die Verwaltungsactuariats-Geschäfte samt dem Pfandhülfsbeamtenwesen den Schreibern, die darnach schnappen. Dem Pfarrer und Oberamtmann sind zehn von seiner Gattung lieber, als einer von der Gattung der zuerst Geschilderten. Denn der Bauernschultheiß ist stolz darauf, dem Oberamtmann und dem Pfarrer einen Gefallen erweisen zu können, und einer bittweise vorgetragenen Anmuthung kann er unmöglich widerstehen. Alle Sonntag ist er in der Kirche; das ist von alten Zeiten her Herkommen und er muß seinen Mitmenschen ein gutes Beispiel geben. Wie könnte er auch sonst sich in seinem Stuhle, dem ersten der Rathsherrenstühle, der noch überdieß von diesen etwas abgesondert, mit besonderer Kunst gearbeitet, manchmal gepolstert und nach der Kanzel und dem Altare und dem Pfarrstuhle der bedeutendste Platz in der Kirche ist, — wie könnte er sich sonst in diesem Stuhle seinen Mitbürgern zeigen, wenn er nicht in die Kirche ginge? Es soll's doch Jedermann wissen, daß er der Erste im Dorfe ist. Im Wirthshaus sitzt er alle Abend, und es wird ihm alldorten großer Respect erwiesen. Jedermnan, der eintritt, zieht vor

ihm die Kappe, und er bekommt, er allein unter allen Bauern, den Schoppen in einer Bouteille mit dem Trinkglase daneben, während die Andern ihn sich in einem Schoppenglase credenzt sehen. Vorzüglich freut es ihn, wenn während seines Wirthshaussitzens ein Amtsgeschäft vorkommt, und der Dorfschütz hereintritt, und mit gezogener Kappe, steif dastehend, wie ein Grenadier, dem Herrn Schultheißen meldet, daß dieses oder jenes vorgefallen und zu besorgen sei. Der Herr Schultheiß schneidet dann eine saure Miene, wie einer, dem etwas Störendes vorgekommen, freut sich aber in seinem Innern, weil die Wichtigkeit seiner Stellung hervortritt, und noch einen Schluck nimmt er und stülpt sein ausgeleertes Glas über die Schoppenbouteille, damit der Wein nicht verrieche bis zu seinem Wiederkommen, und erhebt sich schwerfällig und geht ab mit wichtigen Schritten, um seinen hohen Obliegenheiten nachzukommen.

Das Dorfschultheißenamt trägt nicht all zu viel ein, **2 — 300** fl., auch noch weniger, je nachdem das Dorf groß oder klein ist. Früher war die Sache freilich anders. Zwar des baaren Geldes trug das Amt auch nicht mehr, wohl sogar nicht einmal so viel; allein die Nebeneinkommenstheile, die Nahrungsgeschäfte mit genossenen Victualien, die trugen etwas ein! Wo war denn jede und jede Sitzung des hohen Rathes?. War sie nicht im Wirthshaus? Wo wurden denn alle Bürgerannahmen, alle Versteigerungen, alle Verpachtungen, alle Liquidationen, alle Vergleiche, alle Verhandlungen vorgenommen? War es nicht wiederum einzig und allein das Wirthshaus, wo dieses geschah? Denn dieses war das, was jezt das Rathhaus ist, und das Rathhaus bestand wohl aus nichts, als aus einer baufälligen Stube, in welcher die Acten aufgehäuft lagen, und die sonst zu nichts weiter benutzt

wurde. Alle die Schmausereien aber und Saufereien, die giengen nicht auf Rechnung des Schultheißen und Gemeinderathes, sondern auf Kosten der Partheien und der Gemeindekasse. Und gar mancher Schoppen, der entweder schon längst getrunken war, oder erst später getrunken werden sollte, nämlich vom Schultheißen und seinem Rathe, wurde mit in die große Rechnung hineingebracht, und Niemand merkte es. Denn Nachrechnung fand keine statt, und keine Revision von Seiten der obern Behörde: Wie oft schickte sich's auch, daß der Schultheiß selbst der Wirth war, und wo konnten dann jene Schmausereien anders gehalten werden, als bei ihm, wo konnte der Gemeinderath Abends seinen Schoppen trinken, wo Jeder, der etwas mit dem Schultheißenamt zu schaffen hatte oder fürchten mußte, künftig zu haben? Der Schultheiß hatte viele Kunden; denn ob er gleich selbst Niemanden bediente, weil dieß zu viel gewesen wäre für einen solchen Ehrenmann, so kannte er doch Alle, die bei ihm einsprachen, und er konnte es dem gedenken zu seiner Zeit, der seinen Schoppen anderswo trank. Jezt ist's freilich verboten; aber deßwegen hat der Schultheiß doch noch immer einen dicken Bauch, der nicht vom Hungerleiden herkömmt, und ein breites, feistes Gesicht und eine Menge Röthe darin, die keine Folge des Wassertrinkens ist.

Die Geschäfte des Dorfschultheißen bestehen darin, daß er die kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten des Dorfes in Gemeinschaft mit dem Pfarrer und Gemeinderathe in Ordnung hält, darüber an das Oberamt berichtet, Befehle von diesem bekannt macht und ausführt, die Polizei handhabt, die Pässe der Handwerksburschen untersucht, und den Gensd'armen die Zeit ihrer Ankunft in ihr Büchlein notirt.

12.

Der Fiacre.

Der Fiacre hat seine Stellung entweder am Waisenhause in Stuttgart oder an der Neckarbrücke zu Kannstadt. Seine Bestimmung ist, zwischen beiden Orten hin und her zu fahren. Der Platz kostet 12 Kreuzer die Person, oder auch nur sechs für ein Dienstmädchen. Seine liebsten Tage sind die Regentage, weil da am meisten gefahren wird.

Der Fiacre besteht eigentlich aus drei Dingen, einem Kutscher, einer Chaise und einem oder zwei Pferden. Der Kutscher ist am wenigsten merkwürdig. Er war früher Hausknecht, oder Bedienter, oder Stallknecht, oder ein durch Trunk heruntergekommener Kutscher. Er ist zu faul, um zu arbeiten, und hat zu wenig Geld, um ein ordentliches Fuhrwerk zu haben. Was er einnimmt, wird sogleich wieder in Cours gesetzt; denn die Anlegung von Capitalien hat dermalen etwas Unsicheres, nach seiner Ansicht. Er ist die Gefälligkeit und Unverschämtheit selbst. Ist's schön Wetter und gibt's wenig zu fahren, und bist du generös und zahlst ihm für seine Gebühr mehr als die Taxe von 12 kr. und etwa gar noch einen Schoppen, so ist er dein mit Leib und Seele, und ruft dir schon von weitem entgegen, du sollst dich seines Wagens bedienen. Sind aber viele Leute da, wie an einem Sonntag oder Feiertag, oder am Volksfest, da mußt du froh seyn, wenn er nur so gnädig ist und dich mit nimmt. Frauenzimmer, die mit ihm handeln, bis er sie um 9 kr. führt, kann er am wenigsten leiden. Hübsche Mägde und rei-

sende Jungfrauen, wenn sie zu ihm auf den Bock sitzen und manierlich sind, nimmt er auch wohl umsonst mit.

Der Wagen erinnert an vergangene Zeiten. Einst war er lackirt und hatte ein ordentliches Lederwerk. Gegenwärtig ist er ein bischen heruntergekommen, denn die Zeiten werden immer schlimmer. Er ist alt und altmodisch, viersitzig und unbequem, hängt schlecht und stößt furchtbar. Früher gehörte er als Reisewagen einem Grafen oder Baron an. Das ist aber schon sehr lange her. Dann wurde er ein Stuttgarter Leichenwagen; später kaufte ihn ein Tübinger Kutscher und jezt steht er am Waisenhause zur Parade da. Man kann ihn nicht ansehen ohne Wehmuth; kaum erinnert noch etwas an seinen frühern Glanz und seine einstige Pracht. Sein wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist die Nummer, die am Hinterverdeck befestigt ist, und seinen Character als Fiacre bezeichnet.

Das Allertraurigste sind die Pferde. Ein solcher Anblick kann mich bis zu Thränen rühren. Ach! du gutes Thier! Als du, als schönes Fohlen, auf den Alpen weidetest, dachtest du da wohl daran, einst so weit herunter zu kommen? Wie gut hattest du es in den königlichen Ställen, und wie stolz beugtest du deinen Nacken, wenn ein Stallmeister deinen Rücken bestieg? Zwar war es schon ein Schritt abwärts, als du vermittelst einer Versteigerung an einen reichen Particulier kamst, aber immerhin — du hattest da wenig zu thun, viel zu paradiren und noch mehr zu fressen. Nachher bekam dich ein reisender Kaufmann. Der hat dich freilich ein bischen zusammen geschunden; denn wenn der junge Herr seiner Kurzweil halber in einem Landstädtchen sich länger verweilt hatte, als er hätte sollen, da mußtest du die verlorne Zeit wieder einholen. Der reisende Kaufmann überließ dich einem Lohnkutscher. Dieser schlug den zweiten Nagel in

deinen Sarg. Nun aber, da du alt geworden und da man dich ehren sollte deiner geleisteten Dienste halber, nun fangen deine trüben Tage erst recht an. Von Morgens an bis Abends spät bist du auf dem Platze; springen mußt du den ganzen Tag, und Schläge bekommst du mehr als es Minuten in 12 Stunden gibt; zum Fressen aber, wenn du auch etwas hättest, würde dir nicht einmal Zeit vergönnt. Das Elend sieht dir aus den Augen heraus und der Hunger aus den Rippen. Auf jeder Seite hast du sechs offene Wunden, die Füße sind steif und lahm geworden, ein Auge hast du im Dienste verloren, und innere Krankheiten aller Art zehren an deinen Lebenskräften! Doch baldige Linderung deiner Leiden darfst du hoffen, denn allem Anschein nach wird dein leztes Stündlein kein Jahr mehr ausbleiben.

13.

Der Landedelmann.

Der Landedelmann besitzt sehr viel Adelstolz und ausserordentlich viel Schulden.

Einst war er ein sehr angesehener Mann. Oben auf der Anhöhe des Dörfchens, das ihm gehörte, stand einst sein Schloß, und fast jedes Dörfchen Schwabens zählte ein solches Schloß; und von dem Schloß herab, das gleich den alten Burgen, oft aus diesen entstanden, mit Zinnen und Thürmen und Schießscharten versehen war, schaute er herab auf seine Lande und Unterthanen; denn er war der Souverain des Landes rings herum und Herr über Leben und Tod, und Niemand unterwürfig als dem Kaiser und etwa dem Landesfürsten, nämlich wenn er nicht reichsunmittelbar war. Angesehen war er überall, denn er war reich und mächtig und die großen Fürsten suchten ihn für sich zu gewinnen, ihn und seinen tapfern Arm und manchmal auch seinen Kopf. Denn der schwäbische Adel war hoch berühmt ob seiner Tapferkeit und Klugheit und Ehrlichkeit.

Gegenwärtig ist die Sache ganz anders geworden. Die alte Burg ist zerfallen und es steht vielleicht nur noch ein alter Thurm, von Epheu rings umwachsen, und aus dem verwitterten Gemäuer sprießt eine Tanne jugendlich empor. Unten am Berge steht jezt eine kleinere, bescheidenere Wohnung, die an sich wenig Ausgezeichnetes hat, als das, daß die übrigen Häuser rings umher noch schlechter sind. Und auch diese einfache Wohnung steht vielleicht leer, weil der Herr derselben abwesend ist im Dienste

eines Andern; oder wenn er da ist, so geht's so still zu, als ob ein einfacher Privatmann da wohnen würde. Der Edelmann ist nun auch wirklich ein einfacher Privat- und Bürgersmann geworden. Reich ist er nicht mehr und mächtig ist er auch nicht mehr. Schon längst waren die Majorate aufgehoben und das Vermögen hatte sich zersplittert unter die vielen Söhne, und wo Einer früher geherrscht hatte, da herrschten nun deren Viele, und an Einem Gute hatten vielleicht etliche und zwanzig Theil. Ich kenne selbst welche, die nur noch $^3/_{64}$ des Gutes besitzen und von diesen hat Einer fünf Söhne, so kommt auf einen $^3/_{320}$. Aber auch die Souverainität ist abhanden gekommen, denn er ist nun mediatisirt, und er hat kein Recht mehr, als das Jagdrecht und die niedere Polizei, wenn er auf seinen Gütern selbst den Büttel machen will.

Der Landedelmann sieht sehr gerne Gesellschaft bei sich, und ladet daher die Honoratioren des Dorfes, worunter der Pfarrer oben an steht, sehr oft zu Tische. Er ist in solchen Fällen ganz familiär mit ihnen, fast wie gleich und gleich, und geniret sich auch gar nicht, vielleicht im Gasthof ein Tarock oder Hombre mit ihnen zu machen. Auch sonstige reiche Bürgersleute sind ihm liebwerthe Gäste und Freunde, absonderlich wenn sie ihm Geld leihen, wessen er immer sehr nothwendig bedarf. Laß aber einmal einen andern Adelichen zu ihm kommen, oder laß ihn im Wirthshaus zusammen gerathen mit den oder jenen Herren von X. X, dann kennt er dich kaum, er sieht dich nicht an, oder höchstens über die Achsel, und wenn du ihn anredest, so antwortet er dir so wegwerfend, daß du gerne möchtest, du hättest es unterlassen. Wenn er aber wieder allein mit dir ist, so thut er, als wäre nichts vorgefallen.

Der Landedelmann hat verschiedene Hauptpassionen, erstens: so viel zu brauchen, als er nur immer vermag, zweitens: wo möglich eine Bierbrauerei zu errichten, die ihm das Verbrauchte wieder einbringen soll, drittens: mit der Gegenwart unzufrieden zu seyn, über Beeinträchtigung, Verlust von verschiedenen Rechten und Gerechtsamen zu klagen und über Napoleon, als den größten aller Uebelthäter zu schimpfen, viertens: viel zu jagen und fünftens: so freidenkend als möglich zu seyn. Er würde deßhalb auch nie eine Kirche besuchen, wenn nicht der Pfarrer am Schlusse des Gebetes nach der Bitte für den König laut einer Bundesacte auch seiner gedenken müßte. Das ist noch ein kleines Andenken an seine frühere Souverainetät, und an diese denkt er sehr gerne. Deßwegen hat es auch Niemand schlimmer bei ihm, als sein Rentamtmann. Denn dieser ist sein Privatsecretair, sein Finanz- und Justiz-Minister, sein erster Hofcavalier oder Oberst-Hofmeister, sein Intendant, sein Gestütsdirector, sein oberster Gartenaufseher, sein Kastenknecht, sein Alles und Alles. Diesen läßt er fühlen, daß er sein Diener ist, daß er ihn angestellt hat, und daß er ihn wieder entlassen kann, und zwar meistens ohne Pension. Der Pfarrer ist schon weniger abhängig, obschon er ihn auch ernannt hat, denn diesen kann er nicht fortschicken.

Bildung hat der Landedelmann nicht viel, wenn man das Reiten, Schießen, Spielen, Tanzen und Fluchen abrechnet. Wo sollte er auch Bildung und besonders wissenschaftliche Bildung her haben? Hat er doch früher nichts gelernt, und war nie etwas gewesen, als höchstens ein mit Rittmeisters-Titel entlassener Lieutenant! Um so mehr aber sieht er darauf, daß seine Söhne etwas lernen. Er schickt sie auf Universitäten und hält ihnen einen Hofmeister, denn sie sollen einstens in den Staatsdienst treten

und wichtige Personen werden. Das einzige Studium aber, das sie ergreifen, ist das Studium der Rechte, denn darin ist die größte Aussicht geöffnet. Nur wenn der Herr Sohn zu nichts anderem taugt, wenn er zu schwach ist zum Referendärsexamen, erlaubt er ihm, den Studentenrock mit der Soldatenuniform zu vertauschen. Wenn er's aber auch darin nicht weiter bringt als bis zum Lieutenant, und wenn die Geldsendungen von Haus nicht mehr zureichen, die Schulden zu decken, die er machte, um standesgemäß zu leben, — dann bleibt ihm nichts übrig, als gleich dem Vater sich auf seine Güter zurück zu ziehen und die Besoldungsrente auf seinem Schlosse zu verzehren, die ihm von der Sequestercommission ausgesetzt ist, und ein klein wenig zu verbauern.

14.

Der Dorfschulmeister.

Es gibt keinen würdevolleren Mann im Dorfe, als den altwürttembergischen Dorfschulmeister. Er kennt alle Leute; die Meisten ruft er bei ihren Taufnamen; einen großen Theil dutzt er. Denn sie sind ja fast alle bei ihm in die Schule gegangen bis in ihr vierzehntes Jahr, haben gar manche Schläge von ihm bekommen, und die Sonntagsschule noch mitgemacht bis in ihr achtzehntes Jahr. Die Alten aber sind mit ihm aufgewachsen, sind seine Kameraden und Spielgenossen gewesen, und er war bei ihrer Hochzeit und wird auch wohl bei ihrer Leiche fungiren.

Der Dorfschulmeister hat ein doppeltes Geschäft: als Meßner und als Lehrer. Das Meßneramt gäbe er nicht her um Alles in der Welt, denn es trägt ihm mehr ein, als sein Lehramt, und doch schimpft er immerdar auf dasselbe, als auf eine Bürde, als über ein seiner unwürdiges Geschäft, wofür man einen besondern Mann aufstellen sollte. Die meisten Meßnereigeschäfte müssen aber seine Schulerbuben und der Provisor besorgen: die Frühglocke läutet er nicht selbst, denn er kann so frühe nicht aufstehen; die Mittagsglocke läutet er nicht selbst, die Vesperglocke läutet er nicht selbst, die Somtags-Kirchenglocke läutet er nicht selbst, er läutet gar keine Glocke selbst, sondern seine Schulerbuben läuten sie und machen sich ein ordentliches Vergnügen daraus, an den Seilern herumbaumeln zu dürfen, und balgen sich oft um solchen Vorzug. Zu dem Pfarrer aber, das Kirchenlied zu fordern, geht der Schulmeister fast immer in eigener Per-

son, denn er rechnet den Pfarrer unter seine guten Freunde, und unterläßt es nie, mit stolzem Tone den Bauern wieder mitzutheilen, was er in der Unterhaltung mit dem gelehrten Herrn profitirt, damit sie sehen, er stehe eigentlich auf gleicher Stufe mit diesem.

Der Lehrerstand strengt ihn sehr an. Es ist auch kein Spaß, Kindern, Bauernkindern, und dazu oft recht dickköpfigen Bauernkindern, solch' schwere Dinge beizubringen, als da sind: Lesen und Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie u. s. w. Früher war man doch zufrieden, wenn die Kinder nur auch das Einmaleins lernten oder ein bischen etwas von den vier Species, und dann Buchstabiren und ihren Namen auf's Papier malen und ein bischen schreien, was man singen nannte. Aber man kommt immer weiter, und Orthographie und richtige Declamation ist noch das Geringste, was verlangt wird. Es ist so weit gekommen, daß ein Schulmeister das, was er jezt den Kindern beibringt, vor ein paar Jahrzehnten selbst noch nicht gewußt hat. Doch von seiner Lehrmethode, die immer so alt oder noch älter ist als er selber, läßt er sich durchaus nicht abbringen. Er läßt nicht syllabiren, sondern buchstabiren, und vom lautiren ist er ein besonderer Feind. Ueberdieß muß Alles durch Prügel eingeimpft werden. Es gibt nach seiner Ansicht kein probateres Mittel, den Menschen zum Lernen zu zwingen, als Prügel. Wie macht man's denn mit den Hunden? Und soll ein Mensch weniger werth seyn? Hat er ja doch selbst, nämlich der Schulmeister, nicht auf eine andere Art gelernt! Die menschliche Natur ist von Natur faul und träge, aber Schläge muntern zum Springen auf. Also ist Erziehung mit Liebe ein Unsinn.

Aber weder seine Geschäfte als Meßner, noch seine Arbeiten als Lehrer geben dem Dorfschulmeister seine

eigentliche Würde, oder dasjenige, worauf er sich hauptsächlich etwas einbildet. Dazu kommt er blos durch eine Leiche, und zwar muß es die Leiche eines Bemittelten seyn. Denn die Armen werden nur so hinausgetragen und höchstens die Glocken geläutet. Bei Reichen aber, da gibt's Gesangbegleitung, da gibt's, was die Hauptsache ist, eine Abdankung am Grabe. Bedenke man, eine Abdankung am Grabe, und die hält der Schulmeister! Der Pfarrer hält seine Leichenrede in der Kirche, der Schulmeister aber seine Rede auf dem Kirchhof, gerade wie sonst in größern Städten der Pfarrer selbst seine Rede am Grabe hält. Und die Leute hören dem Schulmeister eben so andächtig zu als dem Pfarrer, und weinen eben so bitterlich über ihn, als über den Pfarrer, und oft haben auch Beide dieselbe Quelle benützt, welche dann der Schulmeister geradezu abgeschrieben, der Pfarrer aber überarbeitet hat. Das Recht der Abdankung am Grabe ließe sich der Schulmeister um vieles Geld nicht nehmen, denn das macht ihn zu einem Mann der Kirche, und er bildet sich mehr darauf ein, als ein junger Chirurg auf seine erste Steinoperation.

Der Dorfschulmeister hat ein sehr geringes Einkommen, oft kaum 200 fl. mit Allem und Allem. Davon soll er mit Weib und Kind leben. Das geht nicht. Darum muß er sonst noch etwas treiben. Also wird er Bauer. Seine Frau ist eine Bäuerin, die Tochter eines Bauern vom Dorf, und hat ihm einige Morgen Ackers zugebracht, und diese werden nun umgepflügt, und die ganze Familie muß arbeiten, wie eine gewöhnliche Bauernfamilie, und er selbst sogar hackt mit, ob er sich gleich dessen fast schämt, weil solche Handarbeit sich für einen Mann nicht passen will, der so viel mit dem Kopfe zu arbeiten hat, als er. Darum liebt er im Frühling und im Sommer und im

Herbste die Vacanztage, um für sich selbst arbeiten zu können, und die Kinder dürfen überzeugt seyn, daß sie keine Minute über die bestimmte Stunde in der Schule gehalten werden. Oft benützt er sie auch zum häuslichen Geschäft, als da ist: Holz tragen, Wasser holen, Holz spalten, Mist aufladen u. s. w.

Der Dorfschulmeister geht gern Abends in's Wirthshaus, um mit den Bauern zu plaudern und ihnen aus den Zeitungen etwas vorzulesen. Auch politisirt er sehr gern. Nur über Religion leidet er keinen Spaß; denn er ist selbst ein kirchlicher Diener als Meßner. Vielmehr erklärt er den Bauern gerne die Bibel und belehrt sie über dogmatische Streitpunkte, so wie auch in der Schule sein Lieblingsfach immer der Religionsunterricht ist. Es ist ja eine alte Wahrheit: Jeder ist auf das am meisten stolz, wovon er am wenigsten versteht. Mit seinem Provisor steht er nicht gut. Der ist ihm zu anmaßend und dünkelhaft, zu vornehm gebildet und überstudirt. Daher behandelt er ihn **en bas**, wo es möglich ist, und läßt ihn fühlen, daß er der Meister der Schule ist. Denn ein bloßer Lehrer ist nicht so viel, als ein Schulmeister.

Mit Kindern ist der Dorfschulmeister meist sehr gesegnet. Die Söhne müssen wieder Schulmeister werden, wenn's nicht gar zum Theologiestudiren langt. Sie kommen deßwegen schon von früh an scharf unter die Zuchtruthe. Später bittet er den Pfarrer, daß er sie mit seinen Buben zugleich im Lateinischen u. s. w. unterrichte. Nachher kommen sie in das Institut nach Eßlingen. Am meisten stolz ist er aber auf seine Töchter. Die müssen sich auszeichnen vor andern Bauernmädchen. Denn sie haben von ihrem Vater Bildung erlangt. Sie können sehr gut lesen, correct schreiben, Clavier spielen und etwas singen. Also haben sie auch auf einen höhern Rang

Anspruch zu machen. Ihre Kleidung ist weder bäuerisch noch französisch, sondern ein Mischmasch von beidem, etwa so, wie sich in kleinen Städtchen die vornehmern Bürgersmädchen tragen. Sie dürfen auch keinen Bauern heirathen, wenigstens als jung nicht, sondern da steht ihr Sinn nach dem Gelehrtenstand. Ihre erste Liebe ist immer der Pfarrvicar, dann ein gebildeter Provisor, und dann ein Handwerker noblerer Profession, als Goldarbeiter, Schreiner u. s. w. Einen Bauern nimmt sie erst, wenn alle anderen Parthieen fehl schlagen.

Der Sonntag ist der Glanztag des Dorfschulmeisters. An diesem Tage hat er's eben so wichtig als der Pfarrer selbst. Denn er hat die Orgel zu spielen und den Gesang zu leiten. Man erkennt seine Stimme vor allen andern heraus. Denn sie ist durchdringend und hat die Eigenheit, etwas zu schmettern, wie eine Trompete, ein herabgekommener Tremulant. Auch unterläßt er es nie, an alle Melodieen gewisse Schnörkel anzuhängen, die auch beim Orgelspiel nie fehlen dürfen und besonders bei den Uebergängen zu bemerken sind.

Der Dorfschulmeister wird selten sehr alt. Der Schulstaub setzt ihm sehr zu, und der viele Aerger. Dick wird er gar nicht. Er hüstelt stets und stirbt meistens an der Schwindsucht.

15.

Der Stadtzinkenist.

Städtchen mit alten Häusern und eben so alten Mauern, welche beide am Einstürzen sind, mit winklichten Straßen, daß blos Einheimische sich zurecht zu finden wissen, mit schlechtem Pflaster und baufälligen Dächern gibt es in allen Theilen Deutschlands; hauptsächlich aber im gesegneten Schwabenlande. Doch kein Theil der Erde hat das Recht, einen Stadtzinkenisten zu besitzen, ausser den schwäbischen Städten. Es ist ein eigenes Vorrecht, und eben deßwegen hängen alle schwäbischen Städter mit großer Liebe daran, als an einer Eigenthümlichkeit, die ihnen vor andern zugehört.

Ein Stadtzinkenist ist in einem Städtchen das, was in einer großen Stadt der erste Musikdirector und in einer Residenz der Oberhofmusikus. Sein Geschäft ist, Musik zu machen, und zwar erstens auf allen Hochzeiten, die es im Oberamt gibt. Denn ausser ihm ist keine Gesellschaft von Musikanten privilegirt, sie müßte denn ihm Entschädigung zahlen; zweitens bei allen Leichen vom Thurm herab, wenn vornehme oder reiche Erben da sind, die gerne solchen Aufwand machen, und endlich alle Sonntag Morgen auf dem Kirchthurme. Auch hat er die Obliegenheit, vor dem sonntäglichen Gottesdienst Kirchenmusik zu machen, und wird hiefür eben so wenig, wie für seine Kirchthurmsblasereien bezahlt: denn der Stadtzinkenist ist ein städtischer Diener und hat eine Besoldung. Wie schön nimmt es sich doch aus, wenn verschiedene Posaunen, vermischt mit etwelchen Clarinetten und Geigen, aufspielen

zum feierlichen Gottesdienst! Und welch' herrlicher Ohrenschmauß ist es, wenn Morgens in der Früh' vom hohen Thurme herab die Musik erschallt, welche die Gemüther einladen soll zum frommen Gebet! Freilich nimmt sich die Musik, welche blos einfache Choralmusik seyn soll, gar oft wie Trauermusik aus, und gar oft auch wie eine traurige Musik. Denn es laufen viele falsche Töne mitunter, und die Herren Musikanten vergreifen sich gar oft um ein Paar Löcher beim Clarinett, und der Director ist nicht selten auf einem Ohr taub und hört auf dem andern nicht gut. Dem Fremden, der es zum ersten Male hört, kommt es wie eine große Ironie vor, die schwäbischen Städter aber sind stolz darauf, weil sie das voraus haben vor den Dörfern, die mit ihnen zum selbigen Amte gehören.

Der Stadtzinkenist hat immer ein Paar Gehülfen, auch Gesellen genannt; auch verschiedene Lehrjungen, die er in der edlen Musica unterrichtet. Zum Theil sind's Bauernbursche, die ihm dann und wann aushelfen, wenn er ihrer bedarf, und sonach wieder vor den Pflug stehen und Dünger auf den Acker führen, aber flugs bei der Hand sind, wenn's eine Hochzeit gibt mit Tanz, oder ein lustiges Kirchweihfest. Denn da gibt's Geld im Vollauf und Trinken im Vollauf. Der Bauernjüngling, der allda tanzt, würde sich schämen, wenn er nicht allemal, sobald er einen Tanz angibt, ein Paar Zwölfer in den Hut des Musikanten werfen würde, der ihm seine vorgepfiffene oder vorgesungene Melodie nachspielen muß; und Wein muß herbei, Wein in Menge auf Rechnung der Tänzer und oft auch auf Rechnung des Wirths, wenn dieser glaubt, dabei seine Rechnung zu finden; und die Musikanten wissen oft kaum, wie sie mit dieser Masse fertig werden können, ob sie gleich in diesem Fache sehr viel zu leisten

vermögen. Was die Lehrjungen betrifft, so kann man die Musik nirgends besser erlernen, als bei einem Stadtzinkenisten, denn er versteht nothwendig alle Instrumente, und zwar alle aus dem Fundamente. Er kann geigen, die Posaune blasen, auf der Violine, auf der Bratsche, auf dem Violoncell, auf dem Contrebaß spielen, er kann Flöte, Clarinette, Flageolet, Waldhorn und Trompeten blasen, trotz Einem. Ueberdieß versteht er das Clavier zu handhaben und weiß etwas vom Generalbaß. Er kann Alles in Allem und in Allem gibt er Unterricht. Darum bildet er sich auch etwas ein auf seine Kunst, und den Dörflern und Städtern steht er in dieser Hinsicht höher, als den Wienern ihr Strauß und Lanner.

In seinem Gesicht hat er wenig Ausgezeichnetes, ausser einer rothen Nase, vielem Weingrün, und Triefaugen. Das kommt wahrscheinlich von den vielen durchwachten Nächten her, die er seiner Kunst gewidmet hat. Denn wenn er auf einer Hochzeit ist, so nimmt das Aufspielen kein Ende. Morgens muß er blasen und Mittags blasen und die Nacht hindurch blasen, und die Nachhausekehrenden wollen auch noch ihr Stückchen auf der Straße, damit sie vor dem Wirthshause noch ihr Ehrentänzchen thun können und der Hochzeiter mit der Hochzeiterin müssen ganz mit Musik begleitet werden, so oft sie nach Hause gehen, und das dauert oft 3 bis 4 Tage lang, und greift nothwendig die Lungen sehr an, und die Lungen müssen also gestärkt werden durch einen kräftigen Schluck, und die vielen Schlücke haben sich ihm auf die Gesichtszüge gesetzt, daß er die Spuren nie mehr wegwischen kann. Im Uebrigen ist er ein sehr solider Mann, nur ist er kein Freund vom Zuhausebleiben und vom Zufußegehen. Wenn er einmal eine Fußreise macht, so wird er nach einer Viertelstunde schon so müde, daß er im nächsten Wirthshause

einkehren muß. Das Zuhausebleiben aber lähmt sein Genie. Denn der Stadtzinkenist ist ein Original und zwar ein komisches Original. Spässe hat er immer im Vollauf und die Menschen kennt er aus dem Fundamente. Diese Kenntniß hat er sich bei seinen vielen Fahrten im Lande herum mit seiner Geige und Clarinette erlangt. Denn er sieht die Menschen gar oft in ihrem wahren Zustande, im Zustande der Trunkenheit, wo sie immer wahr sind, und die innerste Seite nach Aussen kehren. Er läßt alles mit sich anfangen und ist ausserordentlich bereitwillig, und zwar nicht fürs Geld, aber für einen guten Trunk.

Bis er zu der Stelle gelangte, in welcher er jezt fungirt, brauchte er sehr lange. Um es zu werden, sind einem solchen stets verschiedene Eigenschaften nöthig. Die hauptsächlichste ist aber immer die, daß er ein städtisches Kind, d. h. in der Stadt geboren und erzogen und seine Eltern schon seit Großvaters Zeiten darin ansässig seyen. Sonst hat man kein Vertrauen zu ihm, oder vielmehr man hat Leute genug, die allda Bürger sind und sich um diese Stelle melden, was braucht man also Fremden ein Auskommen zu verschaffen, die am Ende nicht einmal mehr wissen, als die Einheimischen? Ueberdieß muß er warten können, und zwar so lange warten können, bis der alte Stadtzinkenist gestorben ist. Und das dauert oft sehr lange; denn abgesezt wird der Alte gar nie, und wenn er auch so alt und gebrechlich würde, daß er nichts mehr hörte; er kann ja die Töne greifen, sagt der weise Magistrat. Uebrigens ist die Laufbahn eines jeweiligen Stadtzinkenisten immer ganz einfach. Er lernte bei einem solchen, wurde dann bei ihm oder bei einem andern Geselle, kam, wenn er etwas gelernt hatte, als Trompeter zum Militär, wurde dann erster Gehülfe zu Haus beim alten Zinkenisten, heirathete sich mit dessen Tochter oder

mit einer Andern und erhielt die Nachfolgerschaft zugesichert noch bei Lebzeiten des andern, dessen Ende er nun mit süßer Hoffnung entgegensah. Dann wurde er Zinkenist und sein Nachfolger macht's ihm eben so.

Leider scheint dieses Ehrenamt nach und nach eingehen zu wollen. Denn die Aufklärung hat es so weit gebracht, daß die Leute nachgerade einsehen, ein schöner einfacher Gesang sey für das Ohr angenehmer und für die Erhabenheit des Orts passender, als wenn einzelne Stöße aus der Posaune das Kirchenlied begleiten, oder kirchweihmäßige Griffe auf der Geige an „Musik und Tanz" erinnern. Das Blasen auf dem Thurme aber findet noch immer seine Vertheidiger; und wenn dieses aufhört, so liegt der Grund nicht darin, daß etwa eine Sterblichkeit unter dem Geflügel und unter den Hunden der Nachbarschaft darüber entstanden ist, sondern allein in der Sucht nach Ersparniß, welche sich sogar auf eine Kunstausgabe, auf die Stadtzinkenisten-Besoldung, zu erstrecken erfrecht.

Der Stadtzinkenist nach der alten Form stirbt meistens an der Wassersucht, worüber er sich selbst nie genug wundern kann, da die Sucht nach Wasser nie bei ihm überhand genommen. Andere sterben an der Schwindsucht.

16.

Die Pfarrerstochter.

Eine Pfarrerstochter ist gewöhnlich hübsch, passabel verständig, mittelmässig gebildet, sehr unschuldig und immer arm. Die Schönheit hat sie von ihrer Mutter, den Verstand von ihrem Vater, die Unschuld vom Landleben und die Armuth vom Pfarrdienst. Die Zahl ihrer Geschwister steht inmitten zwischen 3 und 11; denn es ist ein altes Herkommen, daß Pfarrer nichts hinterlassen als Bücher und Kinder.

Eine Hauptepoche in ihrem Leben bildet ihr 16tes Jahr; denn jezt kommt sie auf die Universität, entweder in die Residenz oder in irgend eine größere Stadt. Sie muß sticken, nähen, kochen, Kleidermachen, und tanzen lernen. Von dem Leztern aber darf der gottselige Herr Vater nichts erfahren, höchstens wenn's vorbei ist. Gott! was ist das für eine Freude! Sie darf zur Frau Base oder zum Herrn Vetter in die Residenz! Der Herr Vetter und die Frau Base haben aber keine so große Freude. Nach wenigen Monaten kehrt das liebe Töchterlein auf das Land zurück. Aber du kennst sie nicht mehr, so hat sie sich in einem halben Jahr verändert. Sie geht aufrecht; das Haar ist nach der Mode gescheitelt und gelockt; der Körper ist üppiger geworden, denn die Kleider haben einen andern Schnitt; der Schritt ist gratiös und schwebend; die Miene schmachtend — naiv — spöttisch; sie spricht nicht mehr schwäbisch; sie lacht nicht mehr so laut, daß es über Berg und Thal schallt; sie kokettirt etwas und ist anspruchsvoll; das macht, sie war auf der Universität, hat sich auf Bällen mit schön geklei-

deten Herren unterhalten, im Theater durch die Lorgnette gesehen und im Concert Empfindsamkeit geäussert, — sie hat Tournüre bekommen. Welchen Neid müssen des Oberamtsrichters Mathilde und des Kameralverwalters Gustele haben! wenn sie nur öfters mit ihnen zusammen käme.

Jezt naht die zweite Hauptepoche ihres Lebens. Sie bekommt Heirathsgedanken. Was anfangen, wenn man kein Geld hat? — Da ist gleich geholfen. Der Papa ist alt geworden; der Dienst ist ihm beschwerlich; seine Gesundheit leidet; er muß einen Vicar haben. Der Vicar aber ist ein junger Mann, der neun Jahre in den Klöstern zugebracht hat, und darum die Welt auf's Genaueste kennt. Er weiß, daß man als Candidat der Ehe nicht auf solche Lappalien, als Geld und Gut, zu sehen hat, sondern vielmehr auf Vorzüge des Geistes, und höchstens noch Tugenden des Körpers. Er lernt das Töchterlein vom Hause kennen und ist alsbald unmenschlich verliebt. Der Vater gibt seinen Segen und die Mutter weint vor Freuden. Sie sind Braut und Bräutigam. Welch' ein Vergnügen, 8 — 12 Jahre lang Braut und Bräutigam zu seyn! Aber die liebe Braut hat noch mehr Schwestern, darum kommt man im Pfarrhaus bald auf den wahren Gedanken, daß es nicht gut ist, wenn Braut und Bräutigam alle Tage so nahe bei einander sind. Der arme Vicar muß also einen andern Platz suchen, der alte Pastor bekommt einen andern Gehülfen, und eine andere seiner Töchterleins einen detto Bräutigam. Auf diese Manier haben schon manche Pfarrer alle ihre Mädchen angebracht.

17.

Ein Stuttgarter Claqueur.

Ein Stuttgarter Claqueur unterscheidet sich von einem Pariser Claqueur wesentlich durch zwei Dinge. Erstens darf er blos klatschen und höchstens bei fremden, hier gastirenden Schauspielern auch herausrufen; nie aber pfeifen oder mit den Fäusten trommeln, oder mit Aepfeln und tauben Nüssen oder faulen Eiern werfen; denn das schickt sich nicht für ein Hoftheater; und es wird überhaupt angenommen, daß blos solche Mitglieder auf der Bühne sind, welche nichts anderes verdienen als blos Beifall. Zweitens wird der Stuttgarter Claqueur nicht bezahlt, von Niemand bezahlt, nicht einmal von den Schauspielern oder Schauspielerinnen. Das ist eine große Ersparniß für diese, und das Publikum überzeugt sich überdieß, daß sie Alles ihrem Verdienste verdanken.

Ein Stuttgarter Claqueur ist entweder ein Schauspieler oder ein Narr, oder ein Pousseur oder ein Friseur oder ein Schneider, selten ein Schuhmacher; denn dieser verdient bei dem Theater nicht viel, und ist zu derb und roh, um das Schauspiel oder die Oper auf eigene Faust zu besuchen, der Schneider klatscht der Kundschaft halber, der Friseur aus Galanterie, der Anbeter aus Liebe, der Narr aus Enthusiasmus und der Schauspieler, damit ihm wieder geklatscht werde. Der Schneider fängt selten an zu klatschen, sondern klatscht nur mit, aber er klatscht aus Leibeskräften, er fängt auch nie an, herauszurufen, aber wenn man einmal angefangen, seinen Gönner oder seine Gönnerin zu rufen, so ruft er für 10 Mann. Der

Friseur weiß schon besser zu unterscheiden, denn er war in Paris und hat von daher noch den feinen Geschmack los. Am liebsten spendet er seinen Beifall in Balleten, und in diesem Fall ist er mit demselben sehr verschwenderisch. In Paris machte man's auch so zu seiner Zeit. Der Liebhaber klatscht nur bei seiner Geliebten, sonst bei Niemand, höchstens wenn ein Künstler oder eine Künstlerin auftritt, welche zu derselben Parthei gehört, zu der seine Angebetete geschworen. Darum geht er auch sehr selten in's Theater, wenn sie nicht auftritt. Am unpartheiischten ist der Narr. Ihm ist's eins wer's ist, Schauspieler oder Schauspielerin, Sänger oder Sängerin, Mitglied des Orchesters oder Verfasser des Stücks, Alles eins, wenn's nur schön ist nach seiner Meinung und kunstreich, dann klatscht er, denn er ist ein Kunstkenner. Darum gibt er auch meist den Ton an. Er ist immer gegenwärtig, es mag ein Stück gut sein oder nicht, lang oder kurz, oft gegeben, oder zum erstenmal, er ist da, Sommer und Winter, es mag regnen oder schneien oder die Sonne scheinen. Ein Schauspieler klascht nur einem Sänger und ein Sänger einem Schauspieler.

Ein Stuttgarter Claqueur hat seinen bestimmten Platz, den er immer einnimmt. Der Schneider ist oft auf der dritten Gallerie, die übrigen Klassen auf der ersten Gallerie oder im Parterre. Der Liebhaber und der Friseur stehen meist im Gange des Parterres, um so freien Spielraum zur Bewegung ihrer Hände zu haben, und der Friseur, um zugleich die Füsse der Tänzerinnen zu sehen. Der Narr sezt sich in eine Ecke, um ganz seinem Gefühl, seinen Betrachtungen, seinem Kunstgenuß zu leben. Gleichwohl ist er selten allein, sondern hat einige Bekannte um sich, die auf sein Zeichen einfallen. Hie und da jedoch ist es ihm schon passirt, daß er angefangen hat zu klatschen, und

daß Niemand mitmachte, und das Gelächter des Publikums ergoß sich spottend über ihn und seinen verunglückten Versuch, und er würde schamroth geworden seyn, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre von der Gerechtigkeit seiner Sache und seines über das Urtheil der Menge erhabenen Kunstsinns. Doch oft kommt's nicht vor, sondern das Publikum steht ihm bei, wenn's auch nicht am Platze ist, und ein Spaßvogel kann sich manchen Spaß bereiten. Uebrigens weiß ein ächter Claqueur immer bestimmte Stellen und Punkte, wo er gewiß seyn darf, seine Mitklatscher zu finden. Es sind dies die sogenannten Schreipunkte; wenigstens könnte man sie so nennen. Wenn der Heldenschauspieler eine kräftige oder sentimentale Rede geendigt hat, in der er sich selbst überschrieen, oder wenn die Sängerin bei einer Soloparthie sich so angestrengt, daß den Zuhörern die Ohren gellten, und sie selbst keinen Athem mehr hat, dann ist's Zeit, dann klatscht Alles. Denn solches Talent muß belohnt werden. Es geht dem verehrungswürdigen Kunstpublikum im Theater, wie den Bauern in der Kirche: wenn der Pfarrer recht schreit, so predigt er gut. Ein erfahrner Schauspielbesucher kann daher immer im Voraus sagen, wann geklatscht wird und wann nicht.

Die hiesigen Schauspieler kennen die Triebfedern des Beifalls sehr wohl, der ihnen wird; allein sie sind deßwegen doch weit entfernt, keinen Werth darauf zu legen. Je mehr Beifall, desto besser. Stille Bewunderung ist etwas, wovon sie nicht gerne hören.

18.

Der Schwarzwälder Bauer.

Der Schwarzwälder Bauer ist entweder reich oder arm, entweder Herr von Vielem oder Taglöhner.

Der reiche Bauer ist Besitzer eines Hofes und einiger hundert Morgen Waldungen. Das Holz verkauft er am Stamm, oder verflößt es in den Rhein und nach Holland. Sein Holzhandel trägt ihm mehr, als manchem Edelmann seine Baronie oder Grafschaft. Darum hält er sich seine eigenen Wagenpferde und eine schöne Equipage, aber der Kutscher auf dem schwebenden Bock trägt Lederhosen und einen Dreispitz. Er selbst sitzt drinnen im Gefährt und lehnt sich in eine Ecke, wie einer, der's gewohnt ist, in Chaisen zu fahren, und um seine Schultern hängt ein feintuchener Mantel mit herrlichem Pelz besetzt, aber Rock und Schuhe und Strümpfe sind die eines gewöhnlichen Schwarzwälders. Sein Keller ist gefüllt mit Rheinwein und Champagner, aber er ißt Sauerkraut und Schweinefleisch und Kartoffeln mit seinen Taglöhnern. Er sitzt daheim im wohlgepolsterten Altvatersessel, angethan mit dem seidenen Schlafrock, aber seinen Kopf ziert eine weiße gewobene Schlafmütze und seine Hände sind rauh von der Arbeit mit der Hacke.

Er besitzt die schönsten geschliffenen Commode, aber wenn du die Schubladen aufmachst, so findest du neben dem reichsten Silberzeuge vielleicht einen Radschuh oder eiserne Ketten. Auf einem eleganten Theetische stehen geschliffene Gläser und ein Theeservice; aber in der Ecke hängt eine haushohe Uhr mit schwerem Behänge, die den

Kuckuk alle Stunden hören läßt, und wie sie auch bei dem geringsten Schwarzwälder zu treffen. Du sitzest auf dem bestgepolsterten Sopha mit gewirktem Zeuge bezogen, aber daneben steht ein roher tannener Stuhl, und im ganzen Hause findest du kein Buch zur Unterhaltung und Belehrung, die Bibel ausgenommen. Ein Paar herrliche Gemälde sind im Zimmer aufgehangen, aber du siehst vor Staub und Fliegenabscessen kaum, was es vorstellen soll.

Anders steht es mit dem armen Schwarzwälder. Er ist Holzhauer, Flößer, Kohlenbrenner, Uhrenmacher, Fabrikarbeiter und Feldtaglöhner, wie man es haben will. Zwar mit den Aeckern hat man nicht viel zu thun. Höchstens muß am Bergabhange ein Hafer-, Flachs- oder Kartoffelland behackt werden, was meist die Frauen thun, oder ist im tiefen Thale die Wiese zu bewässern, damit sie siebenfachen Ertrag das Jahr hindurch gebe. Mehr Geld verdient er in den Hammerwerken, deren laute Schläge Tag und Nacht gleichmäßig forttönen, in den Glashütten und Pottaschen- oder Terpentinsiedereien. In tiefer Winterszeit setzt er sich auch wohl hin und schnitzelt Löffel und Schaufeln und Schachteln, oder er macht Uhren, deren jährlich über 100,000 vom Schwarzwalde versandt werden. Als Flößer in seinen zwei Ellen hohen Stiefeln, die ihm bis an den Leib gehen, durchwandert er die Welt vom Anfang des Neckar-, Nagold- und Enz-Thales bis hinab nach Mannheim, oder gar noch weiter. Manchmal auch kauft er sich ein Paar Pferde, wenn er so viel Wiesen hat, um sie zu nähren, und schafft sich Holz an und Kohlen um niedrigen Preiß, und fährt hinab in's Unterland nach Tübingen und Stuttgart und verkauft's mit Profit und handelt dafür ein, was er nicht hat: Stroh und Frucht und Gemüse und Wein. Uebrigens liebt er den Wein nicht sehr, absonderlich weil er ihm zu theuer

ist, sondern begnügt sich mit Branntwein, den er sich aus Heidelbeeren und Wachholderbeeren selbst bereitet; denn diese Früchte wachsen in Menge im Walde, und die Kinder sammeln die Beeren und verkaufen sie Simriweise. Seine Lieblingsspeise das ganze Jahr durch sind Kartoffeln und dann wieder Kartoffeln und dann etwas Sauerkraut und Speck und dann noch einmal Kartoffeln.

Der Schwarzwälder Bauer ist klein und mager, wie seine Pferde, zum Bergsteigen geeignet; seine Gesichtsfarbe ist braunschwarz, wie das Getäfel in seiner niedern Stube. Kälte und Wärme verträgt er gleich gut. Denn im hohen Sommer glüht die Sonne fast unerträglich in die tiefen Thäler hinein, und der Winter dauert fast 9 Monate. Das Holz weiß er nicht zu sparen; denn man heizt im Sommer ein, wie im Winter, und in den Stuben mit den ungeheuern thönernen Oefen kann nur ein Schwarzwälder die Hitze ertragen und sich sogar noch behaglich dabei fühlen. Er ist arbeitsam, treuherzig, gelenkig, geschickt zu allen Handarbeiten, erfinderisch und abergläubisch. Im Winter in den Spinnstuben, da erzählen die alten Mütterchen die Mährchen von den Berggeistern, und die Jungen hören andächtig zu. Seine Hütte steht meist isolirt, sie ist klein und niedrig, mit weitvorstehendem Dache und einer Altane, die zu den Schlafstellen führt. Hinten geht das Dach bis auf den Boden. Dicht am Hause ist stets ein Brunnen oder eine Quelle. Die Stelle des Lichts vertritt eine Lampe von Theer, oder nicht selten auch hellflackerndes Spanholz.

19.

Der Elegant eines Landstädtchens.

Der Elegant eines Landstädtchens unterscheidet sich von dem Elegant einer größern Stadt hauptsächlich dadurch, daß er bloß am Sonntag Elegant ist. Am Werktag hat er keine Zeit; da hat er entweder in der Schreibstube, oder im Laden oder in der Apotheke oder auf dem Rathhaus zu thun. Am siebenten Tage aber, da ist er ein wahrhafter Elegant. Er ist neu gekleidet, d. h. er hat seine Sonntagshosen, seine Sonntagsstiefel, seine Sonntagsweste, seinen Sonntagsrock und ein frisch gewaschenes Hemd an. Er glänzt vom Kopf bis zum Fuß, den Kopf selbst d. h. die Haare nicht ausgenommen, denn diese sind stark pomadisirt. Der neue Hut — Werktags trägt er eine Kappe — sitzt auf dem linken Ohre, das bedeutet etwas naiv — leichtsinnig — sentimental — Geniales; das Haar sieht aus, wie ein Knäuel verwirrten Garns, denn es war die Nacht vorher mit Fließpapier aufgewickelt worden; das bedeutet Apollo-Anlagen; sein Kopf steckt steif und fest in einer Kravatte mit Vatermördern — daß man beides nicht mehr trägt, weiß er noch nicht —, und er blinzelt aus ihr heraus, wie ein Eichhörnchen aus seinem Käfig; das bedeutet Entschlossenheit mit List gepaart. Hauptbestandtheile seines Wesens sind Stock, Bürste, Lorgnette, Sporen und Handschuhe. Den Stock trägt er der Quaste halber, und vertauscht ihn nicht selten mit der Reitpeitsche. Die Sporen liebt er sehr, weil sie klingeln, nicht des Reitens wegen, denn er liebt das Fußgehen und hat besondere Gründe, weder im Reiten noch im Fahren excelliren zu wollen. Die Bürste ist eine Art

rauher Pferdsbürste, die er alle Augenblicke aus der Tasche zieht, um sein Haar zu striegeln. Die Lorgnette bedeutet eine interessante Augenschwäche und ist ihm, was dem Esel die Ohren. Die Handschuhe trägt er blos in der Hand, damit sie nicht verderbt werden.

Sein erstes Geschäft ist, eine Pfeife zum Fenster hinaus in Hemdärmeln zu rauchen, damit man seine Unthätigkeit sehe. Dann geht er in die Kirche, um seinen Putz sehen zu lassen; nachher pflanzt er sich an irgend einem öffentlichen Platze auf, und ist in dieser Beziehung dem Eckensteher Nante sehr ähnlich, den Witz abgerechnet. Die Hauptsache aber ist der Spaziergang nach dem Essen. Seine Freunde haben sich zu ihm gefunden; eine Cigarre im Munde, — eine Pfeife ist Sonntag's auf den Strassen sehr gemein — wählt man die bevölkertsten Strassen, die beliebtesten Spaziergänge; ihre Arme sind fest in einander verschlungen, denn sie sind intime Freunde, so intim wie zwei Pferde an einem Wagen; sie lachen und scherzen laut, denn es darf es Jedermann wissen, daß sie höchst witzig sind; sie benehmen sich höchst ungenirt, denn sie haben Bildung und verstehen bon ton, sie bedienen sich fremder Redensarten, als yes, very well, bon, si signor, das beweißt, daß sie alle Sprachen verstehen; sie sprechen oft von hohen Herren und schönen Damen, denn daran ersieht man, daß sie ganz genau mit denselben bekannt und liirt sind; sie essen viel und trinken blutwenig, das macht, sie wollen immer trocken und nüchtern erscheinen, was ihnen auch noch nie mißlungen ist; sie sprechen viel und verstehen Alles am besten, und zwar aus lauter natürlicher Anlage, nicht weil sie etwas gelernt haben.

Am Montag klopfen sie ihre Kleider aus, und hängen den Elegantismus auf sechs Tage in den Kasten.

20.

Der katholische Geistliche.

Der katholische Geistliche trägt gewöhnlich einen blauen Rock, einen dicken Bauch, eine Kappe, schwarze Beinkleider und eine Weste, die bis an den Hals zugeknöpft ist, daß man das Hemd nicht sieht. Gewöhnlich ist er nicht frisch rasirt, und hat Haar und Backenbart nicht ausgekämmt.

Seine Eltern waren sehr arm oder sind es noch. Sein Vater ist ein Taglöhner, oder Bauer, oder Handwerksmann, oder ein Wirth, oder noch besser, ein Amtsdiener; denn dieser wohnt in der Stadt, und in der Stadt ist eine lateinische Schule, und der Bube kann zu Hause essen und um geringes Geld fremde Sprachen erlernen. Wenn nehmlich der Bube ein Bengel von 10 — 12 Jahren geworden ist, so überlegt der Vater, was er mit ihm anfangen soll. Der Schulmeister, d. h. der deutsche Schulmeister, hat ihm gesagt, daß sein Sohn Talente habe, und er glaubt es recht gern, da es ja sein Sohn ist; also soll aus dem Sohne etwas werden, und zwar etwas, wobei er sein gutes Brod hat und das doch wenig kostet. Der Vater hat nun die Wahl zwischen einem Schulmeister und einem Pfarrer. Allein es kostet Eines fast so viel als das Andere; da gibt die Mutter den Ausschlag, denn sie möchte ihren Sohn um's Leben gerne einmal Messe lesen hören. Also Conclusum: der Bengel muß ein Pfarrer werden. Nun wird der Bursche in die lateinische Schule geschickt und er muß lernen, was in ihn hineingeht. Das ist aber nicht allzuviel. Dennoch gelingt es ihm, nach ein Paar Jahren in ein niederes Convict zu Ellwangen oder Rottweil aufgenommen zu werden. Darüber ist großes Leben in der Familie, weil man's der

Geschicklichkeit des Sohnes zuschreibt. Der Grund aber liegt allein darin, weil die Behörden glaubten, der junge Mensch könne vielleicht später sich noch machen, und weil man — einen gewissen Mangel an katholischen Geistlichen hat. Im niedern Convict wird der junge Herr gekleidet, gespeist und gelehrt, d. h. geschult. Nach vier Jahren kommt er nach Tübingen in's Convict, oder wie's die Convictoren lieber genannt wissen wollen, in's Wilhelmsstift. Er ist schon ein alter Kerl, öfters etliche und zwanzig Jahre alt. Er trägt einen blauen Rock, den er vom Staate bekömmt, wie die Herren, aber Sprache und Aussehen lassen die Abstammung und Erziehung bis in's 14 — 18te Jahr nicht verkennen. Nun kommt's darauf an, in welche Gesellschaft er geräth. Ist er vielleicht einer der ersten und gescheidtesten in seiner Promotion, oder, wie er's nennt, in seinem Cours, so entfernt er sich nach und nach von seinen roheren Commilitonen und hält sich an einige wenige gute Freunde. Dieser darf darauf zählen, daß einmal ein Professor aus ihm wird. Ist er vielleicht von Haus aus gut mit Geld versehen, so sucht er bald die Gesellschaft anderer Studenten auf; er geht auf den Fechtboden, läßt sich in eine Verbindung aufnehmen, bekommt freiere Begriffe, und wird ein Student, der sich burschikos benimmt, ob man ihm gleich an gewissen linkischen Bewegungen, die er nie ganz ablegen kann, den Convictor noch gewaltig anmerkt. Allein er will kein Convictor mehr seyn, er will auch nicht mehr katholischer Geistlicher werden, darum tritt er aus dem Convicte aus, und studirt Medicin oder Jura, zum großen Leidwesen seiner Frau Mama. Unter diese beiden Classen gehören aber sehr wenige. Die meisten leben im höhern Convikt, wie sie im niederen gelebt haben. Convictor geht nur mit Convictor. Alles bleibt beim Alten. Rohe Spässe, schnelles Saufen, schlechte

Kleidung und große Unbeholfenheit zeichnen ihn aus vor allen andern Musensöhnen, von denen er überdieß nicht einmal die Ehre hat, gekannt zu seyn. So lebt er fünf Jahre, von seinen Eltern spärlich, von dem Pfarrer seines Orts, mit dem er oft sehr nahe verwandt ist, kaum besser unterstützt. Also hinterläßt er Schulden. Nun geht's auf ein Jahr in's Priesterseminar nach Rottenburg, wo er so eingezogen leben muß, wie ein Mönch, und keinem Vergnügen sich überlassen kann, ausser wenn er Nachts heimlich zum Kloster hinaussteigt. Endlich ist er ein gemachter, d. h. geweihter Priester. Wenig Jahre des Vicariatsstandes reichen hin, ihn zum Geistlichen zu promoviren, und nun hat er das Ziel seines Lebens erreicht.

Das erste, was ein katholischer Geistlicher zu thun hat, ist, daß er sich eine Hauserin, zu teutsch Haushälterin, auch Köchin genannt, anschafft. Nach dem Gesetz soll sie ihre Vierzig auf dem Rücken haben; allein sie ist sehr oft das einzige Frauenzimmer, das sich für älter ausgibt, als es wirklich ist. Ein jeder Vater thut sich was darauf zu gut, wenn der angehende katholische Geistliche seine Tochter zu seiner künftigen Hauserin erkieset. Er steuert sie ganz aus, wie man eine Tochter aussteuert, die im Begriff ist, zum Altare zu treten, denn mit der Annahme als Hauserin ist Versorgung auf Lebenszeit ausgesprochen. Wie könnte auch ein Pfarrer seine Köchin wieder fortschicken? Wie wäre das möglich, ohne zum mindesten — böse Nachrede zu befürchten? Der hochwürdige Herr ist im Gegentheil viel abhängiger von seiner weiblichen Dienstbotin, als ein anderer von seiner Ehegesponsin. Bisweilen hat auch der Pfarrer das Haus voll Kinder; es sind arme Kinder von seiner verstorbenen Schwester oder seinem unglücklichen Bruder, die er zu sich genommen hat,

um seine Christenpflicht an ihnen zu üben, und die er wirklich mit wahrhaft väterlicher Liebe behandelt. Diesen und seiner alten treuen Gefährtin durch's Leben vermacht er am Ende sein ganzes Vermögen, wenn er welches hat. — Protestantisch darf die Hauserin nie seyn, sonst würde der Pfarrer gesteinigt. Selten tritt der Fall ein, daß eine Schwester, d. h. eine wirkliche Schwester, keine in Christo, oder eine Mutter dem Pfarrer seine Haushaltung versieht. Ein socher ist meistens ein Gelehrter.

Das Leben eines katholischen Geistlichen ist einfach, und bleibt sich immer gleich. Er steht auf, wenn er mag, und liest seine Messe, wenn's Zeit ist; den übrigen Theil des Tages ißt und trinkt er. Die Hauptsache aber ist der Gang in's Wirthshaus, entweder im Dorfe selbst, oder auswärts. Auswärts geht er nur selten, und wenn er es thut, nie in Gesellschaft der Honoratioren. Er liebt andere Gesellschaft, wo er sich freier und ungenirter betragen kann. Eben deßwegen kommt er auch selten mit andern Geistlichen der Nachbarschaft, protestantischen so wenig als katholischen, zusammen; noch seltener mit den Beamten des nächsten Städtchens. Er mag sich nicht geniren. Um so mehr aber liebt er die Gesellschaft im eigenen Dorfe, so wie er sie im Wirthshaus trifft: Schultheiß, Bürgermeister, Schulmeister und etwa einer oder der andere reichere Bauer sind seine täglichen Genossen.

Ein katholischer Geistlicher von Gemüth und Geist weiß freilich von allem dem nichts; aber er führt auch ein trauriges Leben, wenn ihm nicht gerade die Menge der Vögel, die er hält, oder seine Katzen, oder ein anderer Zeitvertreib Freude gewähren. Ein ewiger Wurm nagt an ihm, das Bewußtseyn, der häuslichen Freuden immer entbehren zu müssen.

21.

Der Dorfschütz.

Der Dorfschütz ist ein Mann von 36 — 50 Jahren. Er ist ein kräftiger Mann von hoher Statur, der immer aufrecht geht. Wenn er einen Auftrag an dich hat, so stellt er sich vor dich hin, als machte er die Honneurs vor dir, als vor seinem Offizier; das macht, er war Soldat, und hat seine Feldzüge mitgemacht oder doch Manövres. Man sieht's ihm auch sogleich an, daß er nicht immer hinter dem Pflug gestanden; seine Art, sich auszudrücken ist eine ganz andere, als bei den gewöhnlichen Bauern. Er ist auch nicht wenig stolz auf seine Bildung, und rühmt sich gerne seiner frühern Laufbahn, absonderlich wenn er etwas zu viel getrunken hat, was alle Tage vorkommt, denn er geht sehr gerne in's Wirthshaus, und schafft sehr gerne wenig oder gar nichts. Das kommt aber alles vom Soldatenleben her.

Eigentlich hat er auch nicht viel zu thun. Denn er ist nichts Anders, als der Amtsdiener des Schultheißen. Diesem muß er die Akten auf's Rathhaus tragen; dessen Befehle muß er ausschellen im Dorfe; dessen Aufträge an das Pfarramt, und an die Gemeinderäthe muß er besorgen. Wenn Amtssitzung, d. h. Gemeinderathssitzung oder Kirchenconvent ist, so steht er im Vorzimmer und erscheint, wenn man klingelt, und bringt die harrenden Kläger oder Angeklagten vor das hohe Gericht. Im Gericht selbst hat er Nichts mitzusprechen; allein er weiß doch Alles, was dort vorgeht; denn er hört die ganze Verhand-

lung vor der Thüre. Oftmals weiß er auch schon zum Voraus, wie gesprochen werden wird; denn er ist nicht selten der geheime Vertraute seines Vorgesezten, des gestrengen Herrn Schultheißen, der ihn über Manches befragt, was der Schütze am Besten weiß. Ist er ja doch mit allen Verhältnissen des Dorfes bekannt auf's genaueste, und hat sich durch seine frühere militärische Laufbahn eine gewisse Routine erworben! Nicht selten ist es sogar der Fall, daß der Dorfschütz den ganzen Magistrat mit sammt seinem Chef übersieht; denn er hat meistens ziemlich viel Verstand, und wenn das Bischen Trinken nicht wäre, und er mehr Geld und liegende Gründe hätte, wer weiß, ob er nicht bald vom Schützen zum Rathsherrn und dann noch weiter avanciren würde. Hat ja doch erst kürzlich eine Gemeinde ihren Bettelvogt zum Schultheißen erwählt, als den anerkannt Klügsten im ganzen Dorfe. Ein großes Beispiel!

Der Dorfschütz ist im ganzen Dorfe beliebt, zwar muß er die Steuern ansagen, und wiederum die Strafen ansagen, wenn jene nicht zur Zeit bezahlt werden; aber er thut dieß auf eine Art, daß man gar wohl sieht, er würde gerne die ganze Geschichte den Betheiligten nachlassen, wenn's nur möglich, d. h. wenn er Herr wäre. Schimpfen die Bauern über die starken Abgaben, so schimpft er auch mit. Da langt's denn Abends immer einen Zutrunk im Wirthshaus, oder man zahlt ihm gar einige Schoppen, die Schoppen gar nicht einmal gerechnet, die er auf Kosten derer trinken darf, die auch einmal mit ihm Soldat gewesen waren. Und wenn vollends der Schultheiß da ist, der läßt ihm gewiß allemal auch einen einschenken. Der Dorfschütz ist daher stets im Wirthshaus. Dieses ist seine eigentliche Heimath; denn Handwerk treibt er kein's, theils weil er keines gelernt hat, theils weil ihm keine

Zeit übrig ist. Auf den Acker kann er auch nicht, denn er weiß ja nicht, wenn der Schultheiß seiner bedarf; und überdieß hat er vielleicht von seinen Feldzügen her noch eine Wunde, die ihn verhindert, irgend eine härtere Arbeit zu verrichten. Das Wirthshaus ist also sein Asyl. Hier besorgt er den Wirthsleuten alles Mögliche und ist besonders gegen Fremde, die etwa einkehren, sehr artig. Dafür rechnet man ihm manchen Schnaps, den er auf seine Kosten kommen läßt, nicht an, und schreibt ihn in's Kamin. Daran thut der Wirth sehr wohl, denn er würde doch nichts bekommen. Vom Bezahlen ist nemlich der Dorfschütz kein Freund, aus einem ganz einfachen Grunde, weil er kein Geld hat, und seine Stelle ihm blutwenig trägt.

Der Dorfschütz ist der Witzling des Dorfes und zugleich der Mäcen. An ihn wenden sich gleichsam als Fürsprecher alle herumziehenden Künstler, die eine Komödie aufspielen oder Seil tanzen oder Reiterkünste zeigen wollen, und er empfiehlt sie sodann dem Schultheißen. Er hat daher wie ein Theatercritiker stets freie Entrée. Giebt's im Dorfe eine Merkwürdigkeit zu sehen, z. B. die Kirche oder das Schloß, so ist es wieder nur der Schütze, an den man sich zu wenden hat; er ist daher auch stehender Cicerone. Wenn im Dorfe etwas losgeht, so muß er dabei seyn. Hauptsächlich hat er zu thun im Anfang des Winters. Da muß er den Pelzmärten machen, mit dem man die Kinder schreckt als wie mit einem Popanze, welcher Sitte Ursprung in uralten egyptischen Zeiten zu suchen ist. Und diesen Pelzmärten spielt er so gut, daß man ihn wirklich nicht für einen verkleideten Bären, sondern für diesen selbst halten könnte, und die Kinder bekommen fast Gichter ob seinem tiefen Basse und seiner fürchterlichen Erscheinung, und sie unterlassen lange Zeit

alle Unarten, sobald man ihnen mit dem Pelzmärten droht.

Der Dorfschütz ist sehr mager und stirbt meistens an der Lungenschwindsucht, was hauptsächlich daher kommt, daß er bei allen Versteigerungen und Verkäufen den Ausrufer macht.

22.

Der Hochadelige.

Der Hochadeliche in Württemberg ist entweder ein Jäger, oder ein Militair, oder ein Stallmeister, oder beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, oder Hofdiener. Das Oberhaupt der Familie ist Mitglied der Pairskammer, d. h. der ersten Kammer, und hat Hoffnung, Vicepräsident oder gar Präsident zu werden. Etwas muß der Hochadelige seyn. Denn ohne ein Amt ist man in Württemberg gar nichts, ein Titel aber ist Geldes werth; und dann steht's oft mit der Baronie, mit der Grafschaft, mit dem Fürstenthum so sonderbar, daß — daß diese Baronie, diese Grafschaft, dieses Fürstenthum fast nicht mehr als eine Titulatur von Alters her ist, und ein Amt, besonders wie der obengenannten Eines bringt doch Geld, und man braucht gerade nicht so erschrecklich viel zu wissen, denn alle jene Aemter, nach denen er strebt, erfordern mehr äussern Glanz, als innere Kenntnisse; mehr vornehmes Auftreten, als durchdachte Auffassung.

Nichts kann den Hochadelichen mehr ärgern, als wenn ein Bürgerlicher Oberförster, oder Oberforstmeister, oder Obrist, oder General, oder Attaché bei einer Gesandtschaft oder gar Minister wird. Es kömmt dieß nun zwar äusserst selten vor, aber wenn's vorkommt, so ist es nicht zum Aushalten. Das Portefeuille nun können sie seinethalben noch haben, wenigstens das Portefeuille der Justiz, der Finanzen und der innern Angelegenheiten; denn ein Portefeuille des Cultus gibt es bei uns nicht, weil die

Kirche wie die Polizei als ein Ingredienz der innern Staatsangelegenheiten betrachtet wird. Aber das Portefeuille des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs gebührt ihnen offenbar nie, so wenig als der Titel Minister. Hat ja doch ein Minister eine Besoldung von 10,000 fl. und eine Pension von 4,000 fl.! und könnte es da nicht so einem bürgerlichen Roturier einfallen, gar ein Haus machen zu wollen, während dieß doch allein dem Hochadelichen gebührt? Darum, der Bürger bleibe bei seinen bürgerlichen, die höhern Staatsstellen aber sind ein Privilegium des Adels!

Allein mit dem „ein Haus machen" geht's bei den Hochadelichen in Würtemberg nicht gar hoch her. Höchstens ein Paar Familien sind dieß im Stand; und eben weil's nur ein Paar können, kommt's nicht oft vor, und vornehmere Fremde lassen sich daher keine hier nieder, weil sie in München und Wien mehr treffen, die ihres Gleichen sind und ihnen es gleich thun können. Wenn daher hier ein hohes Haus ein Soupée gibt, oder einen thé dansant, so ist die Gesellschaft nicht streng abgeschlossen; leider sind die Verhältnisse so, daß immer ein bürgerliches Pack mitunterlaufen muß. Denn da ist ein Staatsrath, der viel Einfluß hat, da ein Hofrath, der Schriftsteller ist, dort ein Präsident der Abgeordneten-Kammer, der nicht vernachlässigt werden darf — ach! alle diese müssen auch aufgenommen werden unter die Vollblutsabgestammten — Saul unter die Propheten —; aber da sey wenigstens Gott vor, daß Einer erschiene, der nicht mindestens durch irgend ein Kreuzchen „von" wäre. Denn wie sollte man ihn sonst anreden? Ohne „von" keine Entrée, und wenn das „von" erst bei der Entrée der Person auf den Rücken geheftet werden müßte.

Der Hochadeliche hat Manches vor andern Menschen vor-

aus. Er darf Sporen tragen, ohne daß er sich ein Reitpferd hält, und wenn er auch gar nicht reiten könnte; er darf, auch schon als alter Mann, doch immer als Stutzer und Roué gekleidet seyn, ohne daß es mehr auffällt, als bei einem Schauspieler die falschen Waden; und endlich darf er mit jedem Kindsmädchen auf offener Straße reden und braucht sich deßhalb nicht zu schämen, und wird von Niemand ausgelacht, und kein Mensch sucht mehr dahinter, als er selbst dahinter sucht.

Der Hochadeliche spricht mit seinen Standesgenossen blos französisch, mit einem Bürgerlichen, der vielleicht besser französisch kann, als jener Standesgenosse, blos Deutsch. Sein Benehmen gegen diesen ist stets würdevoll, herablassend, der Bürgerliche ist aber stets stolz, auch auf den herablassendsten Gruß, und wenn er auch gegen seine Bekannten das Gegentheil behauptete.

23.

Der Schulerbube.

Es ist eine harte Zeit, die Zeit des Schulgehens. Was man da Alles lernen muß! Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, ja sogar Geschichte, Geographie und dergleichen gelehrte Sachen. Zu was brauche ich das Alles? frägt der Bauernknabe, und wird sehr unwillig. Er gienge viel lieber auf den Acker mit dem Vater, oder in's Holz mit der Schwester, oder auf die Waide mit dem ältern Bruder. Die härtesten Arbeiten wollte er gerne verrichten, wenn nur das leidige Lernen nicht wäre. Für was soll denn auch das Alles in den Kopf hinein? Er wird ja doch später ein Bauer oder ein Weingärtner, und da wär's doch genug an dem Einmaleins und wenn er seinen Namen unterschreiben könnte! Darum wird er auch eigensinnig, weil die Andern so eigensinnig sind, ihn zum Lernen zu zwingen, und er lernt seine Aufgabe selten, oder nie, und läßt sich lieber prügeln. Viel Schläge machen am Ende hartschlägig, und wenn man die Prügel einmal gewohnt ist, so spürt man sie kaum mehr.

Seine größte Seligkeit ist die Hoffnung auf's vierzehnte Jahr. Denn da kommt er aus der Schule, da wird er confirmirt. Was muß das für eine Freude seyn, wenn man die großen Buben, die ledigen Bursche nachmachen darf! Wenn man, wie sie, in's Wirthshaus sitzen kann, und einen Schatz hat, und Abends auf den Gassen jodelt, und auf der Kirmeß mittanzt! Wenn nur das vierzehnte Jahr schon da wäre! Doch die Zeit bis dahin hat auch ihr Angenehmes. Wie oft gieng man hinter die Schule

und schnitt sich im Walde Gerten zu Peitschen, oder nahm Vogelnester aus? Und wie vergnügt war man, wenn die Schule aus war, und man Ball spielte, und sich tüchtig herumtummelte, oder halb todt warf im Winter mit den Schneeballen! Und wie freute man sich auf die Vacanztage. Wie manchen Schabernack spielte man dem Schulmeister. Welch' ein Gaudium war es, alle Sonntage in die Kirche läuten zu dürfen und sich vom Glockenseile schaukeln zu lassen! Und dann kam der unschuldige Kindleinstag, und Pfefferruthen wurden geschnitten, und truppenweise zog man herum in den Häusern, und drang in die innersten Gemächer, und pfefferte den Leuten, absonderlich den Mädchen, an die Waden und an die Hände und in's Gesicht, und ärntete statt der Schläge noch gute Bissen und Kuchen! Und dann kam der Klöpflestag, oder eigentlich die drei Klöpflestage, d. h. die drei Tage vor der Geburt des Heilandes, wo in alten, alten Zeiten die Christen herumgiengen, und weil sie sich's noch nicht laut sagen durften, nur leise an den Fenstern einander klopften, zum Zeichen, daß die Zeit der Geburt des Heilandes wieder gekommen sei, eine Sitte, die so wenig vergessen worden, daß um diese Zeit die Buben den Müttern Erbsen stehlen, so viel sie können, und Abends herumschleichen um die Häuser, und wo ein Laden offen ist, an die Fenster hin bombardiren, daß die Scheiben klirren, und gar oft auch eine zerbricht, und dann davon rennen, auf daß sie Niemand erwische! Wenn man aber einen erwischte, so kaufte der sich los durch erheuchelte Thränen und falsche Namensangebung, und freute sich nachher mit seinen Kameraden, sich durchgelogen zu haben. Und dann kam der Christtag selbst mit seinem mit Lichtern besteckten Bäumchen, das man Tags zuvor im nahen Tannenwalde gestohlen, und mit den goldgefirnißten Nüssen

und Aepfeln und Kuchen und sonstigen Gaben, und endlich auch noch der Neujahrstag mit seinen neuen Kleidern. — Es war doch eine schöne Zeit, die Zeit der Schuljahre.

Der Schwabe denkt noch oft an diese Zeiten zurück, auch in späteren Jahren. Und wer ihm ein guter Kamerade war in der Schule, der bleibt's ihm auch als Jüngling und als Mann. Wenn nur die Sonntagsschule nicht wäre! Denn ist das auch Recht, daß Einer, der seine Kenntnisse bewiesen bei der Confirmation, noch fernere vier Jahre wenigstens einmal in der Woche noch Schulerbube seyn muß, und gerade am Sonntag, wo man so gerne frei hätte, und mit den Andern über Feld gienge oder in's Wirthshaus! 'S hat Alles sein Schlimmes, auch die Zeit nach der Confirmation.

24.

Ein öffentliches Stuttgarter Mädchen.

Da liegt sie nun auf dem Siechbette des Katharinen-hospitals, bleich und abgezehrt und stieren Blick's, und aus den hohlen Augen und dem vergelbten Gesichte und den eingefallenen Zügen scheinen Noth und Elend und Krankheiten aller Art hervor. Kein Mensch bekümmert sich um sie, kein liebender Verwandter steht an ihrem traurigen Lager, keine Thräne des Mitleids fließt für sie, die ein Gegenstand des Eckels und Abscheues geworden. Nur manchmal, wenn's an der Zeit ist, kommt der Wärter, den sie nicht einmal belohnen kann, und wenn der menschenfreundliche Arzt nicht wäre, und die vortreffliche Einrichtung der Anstalt, sie müßte vor Elend verkümmern.

Einst war sie jung und schön. Ach! es war eine schöne Zeit, da sie jung war und schön! Freude im Vollauf, Geld im Vollauf, gutes Leben im Vollauf, Putz im Vollauf, es war eine sehr schöne Zeit. Sie kam als junges Mädchen in die Stadt, oder auch, sie war eines ehrsamen Bürgers Tochter. Sie war nicht übel erzogen, vielleicht die gescheidteste und gebildetste ihrer Schwestern, die schönste in jedem Falle. Sie verdiente ihr Brod mit Arbeiten: mit Nähen, Stricken, Waschen. Oder sie war Kindsmädchen. Ihr Gesicht war roth und weiß, wie Milch und Blut, und an dem Weißen des Auges bemerkte man jenes zarte Blau, das der Reiz ist der kindlichen Unschuld. Aber sie sah so gerne in den Spiegel, und sie fand, daß sie hübsch sei, und der Sohn des

Hauses sagte es ihr zum Ueberfluß zwanzigmal des Tages, oder, wenn er's nicht sagte, so sagte es ihr der Obermann bei der Garde, oder der Fourier bei den Feldjägern. Und sie liebte ihn sehr, und setzte sich seinetwegen manchem Tadel und Zank ihrer Herrschaft aus, und opferte ihm manche Stunde, bald auch noch mehr. Dafür aber schenkte er ihr manch' schönes Halstuch und manches Ringlein und eine herrliche Haarschnur mit einem goldenen Kreuze. Wie stand ihr das Alles so lieblich! Und siehe da: der Teufel des Putzes zog in ihr Herz, und der Hochmuth der schönen Kleider erfaßte sie und erfüllte sie gänzlich, und bald war es nicht mehr blos der Sohn des Hauses, nicht mehr blos der Obermann der Garde, es war auch wohl noch ein Anderer, der sich ihr freundlich nahen durfte in mancher Stunde der Dämmerung und manchmal auch wohl der Nacht, wenn's Winter war. Ein vornehmer Herr hatte sie gesehen, ein Herr mit einem Orden im Knopfloch, vielleicht ein in Civil gekleideter Offizier, oder ein Gesandschaftssecretair, oder ein privatisirender Baron, und sie hatte Gnade gefunden vor seinen Augen, und sein feines Benehmen und sein Schnurrbart vor den ihrigen. Selbst konnte er zwar nicht immer mit ihr sprechen, die Gelegenheit war so selten günstig; aber er hatte einen Chargé d'affaires, einen weiblichen Bevollmächtigten, eine alte Frau, die sich gerne gegen Erkenntlichkeit zu diesem Dienste versteht, und diese kam zu ihr, oder hielt sie auf der Straße an, und sprach mit ihr; und nach langer Unterredung ward der Antrag gemacht, und noch einmal gemacht, und immer wieder gemacht und — immer von Neuem zurück gewiesen. Aber die Einladung war zu lockend. So viel auf einmal, und für eine einzige Stunde! Sie wollte lange nicht, sehr lange nicht, aber er liebte sie ja so sehr, und es erfährt's

Niemand, keine Seele! Sie kann Morgens um 8 Uhr zu ihm kommen, um die Zeit, da sie ohnehin einen Ausgang zu machen hat, und es fällt nicht auf, wenn sie in seine Wohnung geht, gerade weil's Tag ist, und es wohnen noch mehr Menschen in jenem Haus. Wer sollte da nicht eher an einen Auftrag denken, als an Liebe? Wie viel Staat aber kann man nicht kaufen von dem vielen Geld? Ja sie kommt. — Und sie kommt nicht blos dießmal, sie kommt noch einmal, sie kommt mehrmal. Wie angenehm wäre es, wenn's immer so fortdauern könnte? Aber der vornehme Herr hat wieder eine Andere gesehen, die ihm auch gefällt und besser gefällt, weil's etwas Neues ist, und sie wird abgedankt. Was nun thun? An die Ausgaben ist sie gewöhnt, an den Putz, an so manchen Genuß, denn nicht selten war sie im Stande, auch ihrem Nebenliebhaber Geld vorzustrecken, daß er sie zum Tanze führe, oder nach Gaisburg und Gablenberg zur Musik in den Garten. Ei! was braucht man da zu fragen? Der Gelegenheiten gibt's die Menge. Sie braucht sie nicht zu suchen. Wiederum naht sich ihr eine Frau, eine honnete Frau; die hat verschiedene Mädchen im Hause, oder auch nicht im Hause, sondern nur darüber zu disponiren; und wenn ein ordentlicher Herr bei dieser Frau eingeführt wird und honnet bezahlt, so ist sie gerne erbötig, ihm eine Gesellschafterin zu suchen auf einen Abend oder auf ein paar Stunden, und die Gesellschafterin gibt ihr dann wieder einen bestimmten Theil des Präsentes, das sie von dem Herrn bekommen. Warum soll sie nicht zu dieser Frau gehen? Wiederum erfährt's Niemand, als nur wenige Herren, und die sind verschwiegen. Ach! wie fröhlich ist nun wieder das Leben! Zwar sind's oft solche, die ihr nicht genehm sind, alte und häßliche Kameraden, aber was thut's, zahlen doch

diese am besten! Und kommt nicht Alles wieder herein in der Stunde, die man mit dem Geliebten, der nichts bezahlt, allein ist? Denn bereits ist sie aus dem Diensthause fort gegangen, oft nicht einmal freiwillig, und lebt nun auf eigene Kosten in einer eigenen Privatwohnung, angeblich vom Verdienste, den ihr die Nadel gewährt. Oft ist sie auch bei den Eltern, oder einer Tante, die aber natürlich von Allem nichts wissen, oder auch nichts wissen wollen. Und damit Niemand etwas merke, hat sie, wie schon gesagt, ihren förmlichen Liebhaber aus ihrem Stande, der am Sonntag mit ihr eine Parthie macht. Und alle die schönen Sachen, die sie sich anschafft, kommen von ihm her; so sagt sie zu Verwandten und Freundinnen. Fragt aber er sie, so hat sie sich Alles sauer verdient, weil sie oft bis in die späte Nacht hinein arbeitet. Was soll er aber lange fragen? Ist sie nicht so gut gegen ihn, und unterstützt ihn mit ihrem eigenen Gelde und sauer erworbenen Lohne? Dieses Leben dauert sehr lange, oft 6 bis 8 Jahre lang. Und nicht selten gibt sie es selbst auf, weil sie sich mit ihrem Geliebten verheirathet. Oft trifft sich's auch, daß Einer, der viel Geld hat, sich in sie verliebt und sie mit sich nimmt in seine Heimath und auf immer für ihren Unterhalt sorgt. Manchmal macht sich's, daß sie eine große Reise machen darf mit diesem oder jenem, und hie und da unternimmt sie selbst eine Bildungsreise nach Mannheim, oder München, oder Cöln, oder Frankfurt. Aber es kommen die schlimmen Jahre der Dreißiger, und die Schönheit ist etwas abgegriffen, wie die abgeschätzten Viertelskronen, und es will Niemand mehr einen rechten Gefallen an ihr finden, so sehr sie sich auch durch gutes Getränke und noch besseres Essen zu erhalten gesucht hat. Die gute Mutter, wie sie sie nennt, kann sie nicht mehr recht brauchen, sie wird seltener und

immer seltener begehrt, und am Ende bleiben die Nachfragen ganz aus. Die Herren aber, welche sie früher immer zu besuchen eingeladen war, die, welche sie früher immer mit offenen Armen aufgenommen, bei denen sie so manch' leckeres Frühstück eingenommen, so manchmal die Nacht durch geschwärmt hatte, die haben jezt nicht selten die Thüre verschlossen, wenn sie anklopft, oder wenn sie unangeklopft eintritt, so sind sie kalt und nicht vom Fleck zu bringen, und haben nothwendig zu thun. Das sind schlimme Vorbedeutungen, aber noch ist nicht Alles verloren. Nun macht sie sich an die Lohnlaquaien und Hausknechte, und diese verschaffen ihr Bestellungen. Fast alle Nacht hat sie jezt das Glück, in diesen oder jenen Gasthof geholt zu werden und diesen oder jenen Reisenden zu beglücken, an welches Glück oft sie, oft er vier Wochen lang denkt. Der Ertrag ist zwar nicht mehr so splendid, aber doch ist's noch ein erträgliches Auskommen. Aber noch ein Paar Jahre, und auch die Lohnlaquaien und Hausknechte bleiben aus, und sie weiß oft nicht, womit sie ihren Durst löschen und ihren Hunger stillen soll. Da geht sie denn aus des Abends, wenn die Sonne verschwunden und dem nächtlichen Treiben Thür' und Thor geöffnet ist. Alle ehrlichen Mädchen und Frauen gehen um diese Zeit nur mit einer Laterne über die Straße, auch wenn Mondenschein im Kalender steht, sie aber durchwandert still und lautlos und einsam die Straßen, in ein farbiges Kleid gehüllt, damit sie um so besser erkennbar sei, und wohl ein Duzend mal passirt sie an Einem Abend den Weg vom Markt bis in die Hauptstädterstraße, und erwartet mit Sehnsucht die Anrede eines vorübergehenden Herrn: „Wohin noch, mein schönes Mädchen?“ Zwar thut sie oft arg spröde, besonders Anfangs, und steht nicht Jedem Rede, aber die letzte

Scham verliert sich bald vollends. Mag kommen, wer da will: Soldaten oder Studenten, Handwersburschen oder Buchdrucker, Große oder Kleine, Schmutzige oder gut Gekleidete, Alles und ein Jeder ist ihr recht, wenn's nur etwas einträgt. Sie ist sehr weit herunter gekommen! Da erfaßt sie wohl auch einmal die Polizei, wenn sie's gar zu arg und öffentlich treibt, und sie kommt auf ein Paar Monate in's Arbeitshaus nach Rottenburg. Aber als ärgere Sünderin kehrt sie wieder. Mehr als jezt kann sie nicht mehr herabsinken. Krankheiten aller Art suchen sie heim, und sie hat nicht mehr das Geld, wie früher, einen Arzt kommen zu lassen, und ein Paar Wochen eingezogen ihrer Cur zu leben, sondern sie muß immer und immer wieder Geld verdienen, und eine Menge derer, die mit ihr zu thun hatten, leidet bald an demselben Uebel. Endlich ist ihr Körper ganz ruinirt. Sie siecht dahin. Kraft, Jugend, Schönheit, der letzte Sinn für Weiblichkeit ist längst begraben. Nun hat sie nur noch eine einzige Zuflucht, das Krankenhaus, und wohl ihr, wenn sie dort bald der Tod von ihren Leiden erlöst; denn wird sie wieder gesund, so ist ihr Zustand noch ärger als zuvor. Nichts kann sie mehr verdienen, denn ihre Hände sind nicht mehr geschickt zum Arbeiten, und wer wollte sie auch zur Magd nehmen, die Gesunkene, die nie mehr auferstehen wird? Den Tag weiß sie nicht, wovon sie den andern leben soll. Allmosen betteln und — Stehlen ist nun ihr Loos.

So weit hat es das schöne Mädchen gebracht, das unschuldige Kind mit dem Grübchen im Kinn, und den vollen Wangen, und dem fröhlichen Lächeln auf der glatten Stirne und den schalkhaften Augen! Denn in den Zeiten des Flors ward nichts gespart; Alles gieng auf im Genuß, im Putze; und später war ein Stück nach dem andern

verkauft und versetzt und nie mehr eingelöst worden. Nur selten geschah es, daß sie, als Mädchen noch zur Besinnung gekommen, das schlimme Handwerk aufgab, noch ehe der letzte Hauch von Blüthe von ihrem Antlitz verwischt war, und sich ein Paar Zimmer miethete und von dem Ersparten köstlich einrichtete und sich ein Paar Gespielinnen oder Töchter einthat, und den jungen Herren Besuche bei denselben gestattete, und eine angesehene Matrone ward, der man es kaum ansah, daß sie selbst früher stark mitgemacht hatte, und ihres Einkommens wegen einen Mann bekam, dessen Name sie wieder zu Ehren brachte.

Die Polizei ist ihr abgesagtester Feind; ihre einzige Hoffnung ist Gewerbsfreiheit.

25.

Der Herr Prälat.

Der Herr Prälat ist nothwendig sehr fromm, sehr gelehrt und sehr geistreich. Das bringt sein Amt mit sich, obschon das Leztere nicht immer von Allen geglaubt wird. Seinen Namen hat er noch von der katholischen Zeit her, ob er gleich durch und durch Protestant ist, d. h. Lutheraner, d. h. Anhänger der Formula Concordiæ. Pietist, d. h. eigentliches Mitglied der Secte, darf er nicht seyn. Er bekennt sich auch nie förmlich zur Secte, innerlich aber hält er es meist mit ihnen, schon deßwegen, weil gar viele Pfarrer Pietisten sind und ihm einen schönen Namen machen würden in der Versammlung der Frommen. Wiederum sind aber ihm zu liebe viele Pfarrer Pietisten, um gut angeschrieben zu werden beim Consistorium. Sein eigentlicher Name ist Generalsuperintendent, und dadurch unterscheidet sich der wirkliche Prälat vom Titulatur-Prälaten, dem man die wirkliche Würde nicht geben konnte und der mit dem Namen zufrieden ist.

Der Prälat hat als Generalsuperintendent den Decan zu visitiren, wie dieser seine Pfarrer, ferner auf den Synoden ein thätiges Mitglied zu bilden und in der Abgeordneten-Kammer zu sitzen. Die Visitationen sind nicht sehr beschwerlich. Wenn der Herr Prälat zum Herrn Decan kommt, so setzt er sich prälatenmäßig auf den Sopha, und der Herr Decan, sein Jugendfreund, ehrerbietig daneben auf den Sessel, dann sieht der Erstere die Bücher durch und nimmt täglich seine 10 fl. ein. Auf der Synode hat er mehr zu thun. Da werden alle kirchlichen Einrich-

tungen besprochen, Abänderungen vorgeschlagen und Alles dem Consistorium vorgelegt. Auch ist die Synode da, um das Consistorium zu controliren, und darum ist es eine sehr weise Einrichtung, daß einzelne Generalsuperintendenten zugleich Mitglieder des Consistoriums sind! Die größte Thätigkeit entwickelt der Herr Prälat auf dem Landtag. Eigentlich gehörte er in die erste Kammer, wie dieß in England der Fall ist, er sitzt aber in der zweiten, in der Kammer, deren Mitglieder vom Volk gewählt werden sollen. In allen Dingen ist er auf Seiten der Regierung, nur in zweien nicht, in Beziehung auf die Preßfreiheit und in Beziehung auf das Kirchengut. Die erste muß er verlangen, weil er schon selbst ein Buch geschrieben, und das Zweite verlangt er heraus, nicht aus selbstsüchtigen Gründen, etwa deßwegen, weil er ein kleiner Regent würde, wenn die Kirche ganz selbstständig wäre, nein, bloß deßwegen, weil's in der Verfassung versprochen ist. Es ist aber auch noch Anderes versprochen, und darum bekümmert er sich nichts. Ausser über diese zwei Punkte hält er selten längere Reden, mitunter auch deßwegen, weil er von Verwaltungs- und Gesetz-Gegenständen nicht so viel versteht, als er sich die Miene geben kann, wenn er schweigt. Hie und da ist er auch gewitzigt, weil er sich schon ein klein wenig vergaloppirt hat. Wenn er aber einmal spricht, so ist er hartnäckig, bis zum Eigensinn hartnäckig, und gibt durchaus nicht nach. Die Rede ist dann häufig mit lateinischen Floskeln geschmückt, das sonstige Undeutsch nicht zu rechnen.

Der Herr Prälat ist nie unter fünfzig Jahren alt. Er war der Erste oder einer der Ersten in seiner Promotion, immer aus guter Familie, später Repetent, dann Helfer, weiter Special oder Professor und schrieb eine theologische Abhandlung, oder sonst eine geistreiche Schrift, die wo

möglich anf Befehl in den Schulen oder Pfarrbibliotheken angeschafft werden mußte, oder doch wenigstens vom Consistorium als höchst brauchbar empfohlen wurde.

Der Herr Prälat ist sehr böse darüber, daß ihm sein Wein meist nicht mehr in Natura geliefert wird. Er erhielt stets vom besten im Lande.

26.

Der Schulprovisor.

Es gibt keine stolzere Nation auf Erden, als die englische, und keinen stolzeren Menschen, als einen Schulprovisor. Sie wissen nicht, was ein Schulprovisor ist? Das will ich Ihnen erklären.

Ein Schulprovisor ist ein Mensch, der einst Schulmeister, oder, wie er es lieber hört, Schullehrer werden will, ein Candidat des Unterrichtswesens: Lehrer, Executor und Meßner zugleich.

Lehrer: denn er muß den Kindern Unterricht geben im Lesen, Schreiben und Rechnen; Executor: denn er muß ihnen Tatzen austheilen, sie mit Ohrfeigen regaliren und ihnen die Hosen spannen, auch wenn sie keine haben; Meßner: denn er muß Werktags die Glocke zur Vesper und Ave Maria läuten und Sonntags den Pfarrer um das Kirchenlied fragen, wenn's nämlich der Schulmeister nicht selbst thut.

Warum sollte ein solcher Mann nicht stolz seyn? Hat er doch etwas gelernt! Oder war er nicht in Eßlingen im Seminar? Hat er nicht gelernt Pädagogik, Mathematik, Physik, Naturgeschichte und auch etwas von Mineralogie, Alterthumskunde und Theologie? Mußte ihm da nicht das Schreiben und Rechnen und Lesen und Singen und Orgelspielen — Nebensache seyn? Hatte er doch höhere Dinge im Kopfe! Darum ist aber auch der Herr Provisor der erste Mann im Dorfe, nämlich nach seiner Meinung. Oder meinst du vielleicht der Schultheiß? — Der Bauernlümmel und Schreibersknecht. — Der Schul-

meister? — Nun! das ist doch gewiß ein Dummkopf gegen ihn; der alte Schulmeister, der Alles noch auf die alte Manier treibt, der nie in Eßlingen war, der nichts versteht, als seine Schulfächer, und nichts von dem, von was er nichts zu wissen braucht, den wird er doch wohl über die Achsel ansehen dürfen? — Aber doch der Pfarrer? Ja! der wohlweise Herr, der will freilich Alles besser wissen, weil er Pfarrer ist und Schulinspector; aber, das Bischen, das der weiß, das weiß der Provisor auch und noch weit mehr; und lasset ihn einmal statt jenem auf die Kanzel stehen, da werdet ihr erst hören, wie man predigen soll!

Eins ist zwar niederschlagend für den Herrn Provisor, die geringe Besoldung. Denn wenn er Kost und Logis auch zu 100 fl. anschlägt, so hat er im Ganzen doch nur 124 fl. Da muß er freilich durch Privatstunden noch einige Kreuzer zu verdienen suchen, wozu sich sein Ehrgefühl nicht gerne versteht. Aber was thut's? Wird nicht das Genie überhaupt oft verkannt? Muß nicht die Nichtanerkennung des Verdienstes die Achtung vor sich selbst erhöhen? Darum — ein wahrer Provisor vergibt sich nichts, auch wenn er um geringen Lohn arbeitet. Erhielt ja doch auch Wilhelm Hauff für seine Memoiren des Satan nur 50 fl.! Darum — sein Gang ist aufrecht, der Kopf erhaben, auf der Nase eine Brille; kein Mensch ist ihm recht, keine Einrichtung gut; die Bauern sind ungebildete dumme Menschen, mit denen er keine Gemeinschaft haben kann; darum ist seine Geliebte kein Bauernmädchen mit seinen Wiesen und Aeckern, sondern der Gutsherrschaft Kammermädchen, das hübsch französisch gekleidet ist und Romane liest, oder des Pfarrers gebildetes Kindsmädchen, wenn's auch kein Geld hat; darum sitzt er im Wirthshause an einem andern Tisch, abgeson-

dert von der übrigen Gesellschaft, dem Pöbel, aber dennoch hat nur er das Wort, und seine pfiffige Miene und sein verständiger Blick zeigen genügsam, wie tief die Andern in ihrem Urtheile noch hinter der Wahrheit stehen; denn er spricht zu Jedwedem in seinem Herzen:

Wiss' er,
Daß ich als Provisor
Alles besser weiß als er.

27.

Die Zigeunerfamilie.

Diogenes brauchte einen geringen Raum zu seiner Behausung, ein Faß, oder vielmehr eine Art Zuber, denn es hatte nur Einen Boden. Eine Zigeunerfamilie braucht noch weniger Raum. Ein zweirädrigter Karren, dem Kasten nicht unähnlich, der den Schäfer beherbergt, wenn er auf freiem Felde mit seiner Heerde campiren muß, ist Alles, was der Zigeunerfamilie nöthig ist. Der Karren ist mit Stroh gefüllt, und im Stroh herum liegen die kleinen Zigeunerbuben und Zigeunermädchen; sie sind im bloßen Hemde, manchmal auch ganz nackt. Vor dem Karren in einer schwerfälligen Lanne steht ein kleines Pferdlein mit hervorstehenden Knochen und dickem Kopfe und langen Haaren, und das Pferdchen zieht alle Habseligkeiten der Familie und oft diese selbst mit bis auf den Hausherrn, einen kräftigen Mann, mit einem dichten schwarzen Barte, der das Pferdchen führt und mit der Peitsche antreibt. Und so ziehen sie herum, Jahr aus, Jahr ein, Winter und Sommer, im ganzen Lande.

Früher war es freilich anders, noch vor wenigen Jahrzehnten! Da hatten sie ihre Hütte im Walde aufgeschlagen, und wohnten zusammen in großen Familiencirkeln, und eine Obrigkeit war da, der große Zigeunerkönig, der Hauptmann der ganzen Bande, der Vornehmste aus uraltem Stamme, und neben ihm die Zigeunermutter, das uralte Weib, die Aelteste von Allen, die die Gabe der Weissagung hatten. Und von dem großen Walde aus, den sie noch mehr vermissen, als ihr ursprüngliches Heimathland, Indien oder Egypten, wurden die Jungen und

die Mädchen und die Frauen und die Männer ausgesandt, daß sie sich mischen unter die anderen Menschen, und erwarben, was sie erwerben konnten auf jede mögliche Weise, durch Handeln und Kaufen und Verkaufen und Betrügen und Stehlen, und wenn sie heimkehrten, so war großes Fest und ein gemaustes Häslein oder Rehlein ward gebraten an einem hölzernen Spieße, und die zurückgebliebenen Zigeunermädchen herzten die auf Beute ausgegangenen Bursche, die gar vielerlei Gefahren bestanden haben wollten unter den fremden weißen Gesichtern und sich gar heldenmüthig stellten, ob sie gleich nur listige Spitzbuben waren. Nun aber hat sich die Scene so sehr geändert. Mit Hetzhunden und Büchsenschüssen wurden sie aus ihrem grünen Asyle vertrieben. Denn die Regierung wollte keine Unterthanen, die auf ihre Faust unter eigenen Gesetzen lebten, ohne Abgaben zu zahlen, und die rohen Jäger hezten sie wie die wilden Thiere, und ein Gesetz erschien, wornach sie bürgerlich seyn sollten in irgend einer Ortschaft, und ehrliche Handthierung treiben und ihre Kinder taufen lassen, weil sie bis jezt Heiden gewesen. So gar streng wird aber das Gesetz nicht befolgt. Wohl hausen sie jezt manchmal die strengste Winterzeit über in einem Dorfe des obern Schwarzwalds und ihre Kinder werden in's Taufregister eingetragen; aber ihre alten wilden Sitten und ihre alte Religion und das herumstreifende Leben und ihr altes Handwerk haben sie nicht vergessen. Darum ziehen sie auch jezt noch herum mit Sack und Pack auf die oben beschriebene Weise und leben lieber kärglich und elend, als daß sie einem Fremden dienten und ihr Brod erwürben im Schweiße ihres Angesichts.

Siehe! jezt ist der Karren bei einem Dorfe angekommen. Unter einer alten Linde wird Halt gemacht. Dem armen ausgehungerten Pferdchen wird Heu und Stroh

vorgeworfen, oder darf es sich an dem Rasen des Chausseegrabens erlustiren; und der pater familiâs, ein kräftiger Mann, dem das alte zerrissene Reitercollet, oder ein mit Schnüren besezter polnischer Rock, beides geschenkt oder auf sonstige Art wohlfeil erworben, muthig zu dem schwarzen Gesichte steht, öffnet den Kasten und heraus steigt alsbald die ganze Familie, Frauen, Buben, Kinder. Alles eilt zu seinem Geschäfte. Der Mann mit dem ältesten Sohne setzt sich und schnitzelt künstlich in Holz allerlei zur Haushaltung gehörige Werkzeuge, als Löffel, Gabeln u. s. w., und geht dann in's Dorf, und läßt sich die zerbrochenen Kessel und Pfannen geben und macht ein Feuer und flickt sie behender als ein gelernter Kupferschmied. Denn er ist ein großer Künstler und Bestler. Die Frau bringt zuerst die Kinder in Ordnung; dann macht sie sich auf den Weg. Auf ihrem Rücken trägt sie, in ein großes Leintuch gewickelt, wie in einem Schnappsack hängend ihr jüngstes Kind, das sie nicht allein lassen kann, und das noch zu jung ist zum Gehen, und sie geht von Haus zu Haus und bietet ihres Mannes Löffel und Gabeln zum Verkauf an, und bittet sich ein Allmosen aus von der „guten Mutter", wie sie auch wohl jüngere Hausfrauen anzureden pflegt, und die Bauernweiber geben gerne Schmalz und Butter und Mehl und Eyer; denn wer steht ihnen sonst dafür, daß die schwarze Zigeunerin ihnen nicht aus Rache das Vieh behext, daß es keine Milch mehr gibt? Und könnte nicht der wilde Zigeuner draussen den rothen Hahn ihnen auf's Dach stecken? Aber die Unverheiratheten haben noch einen andern Grund mildthätig zu seyn; denn sie strecken ihre Rechte aus, und lassen sich von der klugen Zigeunerin die Hände beschauen von oben und unten und links und rechts, und sie weissagt ihnen was sie gern haben, oft aber auch boshaft ge-

nug nichts Gutes, sondern eitel Schlimmes, und die armen Mädchen bekommen solche Angst, daß gar oft Alles so kommt, wie's die Hexe geweissagt, absonderlich wenn die Zigeunerin mit den Verhältnissen des Dorfes wohl bekannt ist, was beinahe immer der Fall zu seyn pflegt.

Am liebsten kehren sie in kleinen Städtchen ein und in Dörfern, wenn Jahrmarkt ist. Da hängt wohl die junge Zigeunertochter die Zither um und der Vater und Bruder oder Geliebte nehmen ihre Geigen und das wundersamste Concert beginnt im Wirthshause an der wohlbesetzten Tafel, und wilde kühne Melodieen entlockt der Zigeuner seinem Instrumente und mit weicher aber umfangreicher Stimme begleitet ihn das Mädchen, und viel Geld wird von den Gästen in den Teller geworfen, den es herumträgt. Denn das Mädchen ist gar üppig und schlank gewachsen und ihr Auge brennt, und ihr Busen wogt und die asiatische Glut nimmt sich gut aus auf dem schwarzbraunen Angesicht mit den regelmäßigen Zügen. Der neben ihr stehende Geliebte aber wacht mit rollenden Augen über sie, daß nichts geschehe, was nicht Recht wäre. Am Abend aber da müssen die Jungen die rothen Jacken anziehen und die Trommel umhängen und durch das Dorf oder Städtchen hin ausschreien, daß heute großes Theater sei, eine herrliche Vorstellung: die keusche Susanna oder Faustus, den der Satan holt, oder die holdselige Esther und der alte Mardochai. Das Theater ist aufgeschlagen in einer hölzernen Bude vor dem Dorfe oder noch öfter in dem größten Zimmer der Schenke, und alte Coulissen sind aus dem Karren herbeigezogen worden und die Bühne ist durch einen Vorhang von dem Parterre getrennt. Der erste Platz ist zunächst an der Bühne und er besteht darin, daß Schrannen, aus der Schule herbeigeholt, und Stühle hingestellt sind, damit der besserzahlende Zuschauer sitzen

könne. Auf dem zweiten Platze muß man stehen. Am Eingang in's Theater aber steht eine alte Zigeunerin und ladet die Buben und Mädchen ein, daß sie einen Dreier bezahlen und ihre Schaulust befriedigen; des Wirth's Tochter ist schon darin und des Schultheißen langer Sohn, denn die durften umsonst hinein. Die Buben aber stehen lange an, ob sie es wagen sollen oder den Dreier sparen; aber jezt drängen sich ein Paar beurlaubte Soldaten vor, werfen das Stück Geld auf den Tisch, als ob es für sie keinen Werth hätte, und die Andern schämen sich und sie gehen auch hinein, ein Jeder mit seinem Schatze. Alles ist gedrängt voll; der Vorhang rollt auf, die Vorstellung beginnt. Die Marionetten sind schön geputzt, der Hanswurst macht schreckliche Sprünge, der Teufel erscheint in eigener Person und führt eine gar sonderbarliche Sprache. — Die Einnahme betrug vielleicht einen Gulden; die Hälfte davon geht noch in derselbigen Nacht darauf in Schnaps und schlechtem Weine. Den andern Tag aber schlägt der Zigeuner sein Feldlager ab und zieht weiter in's nächste Dorf.

So leben die Zigeuner im Schwabenlande, und sind gefürchtet von Vielen und geringgeschätzt und verachtet von noch Mehreren, selten aber geduldet und geliebt. Denn man traut ihnen nicht, weil sie sich oft auch neben ihren andern Beschäftigungen mit etwas Stehlen abgeben, wenn sie es unbemerkt können. Nur im eigenen Dorfe, wo sie ansäßig sind, benehmen sie sich vorsichtig.

Vor Jahrhunderten sind sie in's Land gekommen, und fast immer noch haben sie die gleichen Sitten. Jahrhunderte wird's dauern, bis sie andern Völkern gleichen.

28.

Ein Stuttgarter Gelegenheitsmacher.

Ein Stuttgarter Gelegenheitsmacher ist ein Mittelding zwischen einem neapolitanischen Lazaroni und einem Pariser Comissionär. Er ist zu faul, um zu arbeiten, das Gehen und Eckenstehen nicht als Arbeit gerechnet, trinkt gerne und hat eine Nase, wie ein Spürhund. Ehemals war er Lohnlakey, manchmal ist er es noch, oder ist er ein fortgejagter Bedienter oder ein ausrangirter Tambour oder so etwas dergleichen. Jegliche Art, sich Geld zu verdienen, ist ihm Recht, wenn sie nur Geld einträgt, und nicht viel Anstrengung kostet. Betrügen oder wie man's heißt „Schnellen und Prellen" hält er für keine Sünde, denn warum ist der Andere so dumm, und läßt sich übertölpeln? Bis zum Dieb hat er nur einen Schritt, doch macht er diesen nicht gerne, weil er die Folgen wohl kennt.

Du erkennst ihn sogleich, den Gelegenheitsmacher. Er trägt gewöhnlich Sommer und Winter einen leichten Frack, den er vor Jahren wohlfeil erhalten, steht an irgend einer Ecke, um sich lauernd die Menschen zu betrachten, hat einen übelriechenden Athem, der dich abhält ihm allzunahe zu kommen, wenn du mit ihm sprichst, ist sehr mager, und hat Beine wie ein Windhund, denn sein eigentliches Geschäft ist das Laufen. Daher ist er auch stets auf den Beinen und es ist nur ein Wunder, daß er sich dieselben noch nicht abgelaufen hat, wie Münchhausens Dachs. Er weiß alle Wohnungen und Strassen in der ganzen Stadt und kennt alle Menschen, die in der Stadt

einheimisch oder fremd sind. Darum besieht er auch alle Vorübergehende unverschämt. Er läßt sich von Jedem zu allen Diensten brauchen, wenn er ihn nur bezahlt, sein Hauptaugenmerk geht aber auf die Fremden. Denn so wie ein Fremder zur Stadt hereingeschmeckt hat, er sey nun im Wirthshaus oder in einem Privathause, so spürt er ihm nach wie ein Jagdhund dem Wilde, er findet ihn auf, er mag seyn, wo er will, und trägt ihm seine Dienste an. Um's Geld machst du dann mit ihm, was du willst. Er zeigt dir die Merkwürdigkeiten und putzt dir die Kleider aus; er führt dich an die Häuser, in denen du Besuche machen willst, und bringt dir den Theaterzettel, er weißt dir die öffentlichen Gärten und führt dir — Mädchen zu, auch ohne daß du sie verlangst, denn hierin ist er besonders gewandt. Er kennt alle Mädchen in der ganzen Stadt unter ihrem Namen und Ruf, manchmal rechnet er auch Frauen zu diesen Mädchen; er weiß, ob er sie bestellen, und wohin er sie bestellen darf, und wie überhaupt die Gelegenheiten zu machen sind. Nebenher treibt er einen kleinen Handel mit Landcharten, die er in Commission hat, oder auch mit Büchern, besonders mit Operntexten, Calwer Tracktätchen, Handschuhen und dergleichen. Zuerst bietet er dir ein frommes Missionsbüchlein an, und wenn du es kaufst, so schneidet er ein scheinheiliges Gesicht; wenn du es aber lachend zurückgibst, so ist das Zweite, was er dir anbietet, — ein Mädchen. Hat er dir einmal in Sachen der Liebe einen Gefallen erwiesen, so mußt du ihm auch einen thun, und neben deinem Geldpräsente ihm auch etwas abkaufen, wenn du auch wohl weißt, daß er 50 Prozent hat. Er hat dich im Sacke, wenn er auch nur einmal dein Zimmer betreten hat; denn nun läßt er dich nicht mehr los, du magst machen, was du willst. Alle Augenblicke ist er bei dir

und fragt nach deinen Befehlen. Immer weiß er was Neues, immer hat er eine Ausrede, immer trägt er dir eine neue Waare an, sey es eine Sache oder Person. Nur wenn du ihm beharrlich keine Antwort, oder was noch mehr sagen will, durchaus nichts mehr zu lösen gibst, nur dann läßt er von dir, und du darfst sicher seyn, daß er dein Zimmer nie mehr betritt, er müßte denn von neuem Grund haben, an deine Freigebigkeit zu glauben. Aber nimm dich in Acht vor ihm, wenn du ihn fortgeschickt; denn er hat eine große Bekanntschaft und ist rachgierig und seine Empfehlung könnte dir einmal übel bekommen, absonderlich je nachdem du ein Haus besuchst.

Ehrlich ist der Gelegenheitsmacher vielleicht einmal gewesen. Nunmehr ist die Lüge mit allen ihren Folgen seine stete Gesellschafterin. Er hat sie so lieb gewonnen, daß sie ihm anpaßt, wie einem Stallmeister die Lederhosen. Du darfst ihm daher nie ganz trauen. Denn oft macht er Jemanden schlecht, und es ist kein Wort daran wahr; oft verschwört er dir aber auch die Solidität einer Person, wo du bei näherer Bekanntschaft dich siegreich vom Gegentheile überzeugen kannst. Stehlen wird er dir nichts, so lange du ihn besoldest, aber nur so lange; betrügen aber wird er dich immer. Das Geld liebt er ausserordentlich, mehr noch als ein jüdischer Banquier, aber nicht um es aufzuhäufen, sondern um es sogleich wieder auszugeben; denn nichts geht ihm über den Wein. Der Wein ist sein Gott. Das Essen aber ist ihm gleichgültig und um Mädchen bekümmert er sich wenig. Doch kommt es nicht selten vor, daß eine Schöne, die dich beglücken sollte, vorher die Seine werden mußte, damit er so gefällig sey, sie und keine Andere dir zu bringen.

Gelegenheitsmacherinnen gibt's wenige. Nicht selten trifft man sie Abends auf der Strasse vom Markt über

die Nesenbach Brücke hinüber. In ihren Häusern, wo sie am liebsten Parterrewohnungen haben, gut möblirt sind und so wenig als möglich gestört werden, handeln sie mit Theater-Billeten, Mädchen, Weißzeug und alten Kleidern. Früher hatten sie mit sich selbst gehandelt; jezt ist's aber eine Waare, die nicht mehr geht. Auch sie lieben den Trunk und sind meistens geizig, um sich einen Nothpfennig zu ersparen.

29.

Ein Steinlacher Mädchen.

Ein Steinlacher Mädchen hat ein rothes frisches Gesicht mit glänzenden, blauen Augen, einen derben Wuchs mit einer kräftigen Gesundheit, trägt einen blauen oder grünen kurzen Rock, mit unendlich vielen Falten, ein hellrothes Mieder mit einem von Fülle strotzenden Busen, weiße Strümpfe mit herrlichen Waden, lange, weiße Hemdärmel mit runden sonnverbrannten Armen und blonde oder hellbraune, in zwei lange Zöpfe geflochtene Haare mit schwarzen breiten Bändern durchbrochen, die so lang sind als der Rock, d. h. bis an die Knie gehen. Wenn das Steinlacher Mädchen aufrecht steht oder geht, so muß man die rothen Strumpfbänder sehen, wenn sie sich bückt, so sieht man weit mehr.

Das Steinlacher Mädchen darf nie länger, als bis in ihr 17tes Jahr zu Hause bleiben, ausser sie müßte so reich seyn, daß sie in diesem Alter schon einen Mann bekäme. Sie verdingt sich als Kindsmädchen oder als Magd. Am liebsten nach Tübingen. Ueberall hat man sie gerne, und sonderbarer Weise nicht blos die Hausherren, sondern auch die Hausfrauen; denn sie ist nicht bloß schön und lieblich zum Ansehen, sondern auch lenksam und fleißig und treu. Ihr größter Fehler, wenn's einer ist, ist der, daß sie sehr verliebter Natur ist, und sich besonders gerne mit jungen Musensöhnen einläßt. Allein sie hält auf Anstand, und läßt sich nie bezahlen. Alles geschieht aus Liebe. Im Allgemeinen ist auch bei ihnen wahr, was man von den Schwäbinnen überhaupt sagt: daß allemal das 5. oder 6te

Kind, ein Kind der Liebe sey. — Geht das Steinlacher Mädchen jedoch in keinen Dienst, so geht es auf Reisen. So machen's die von Messingen und Gönningen. Es nimmt den Zwergsack auf den Rücken, füllt ihn mit feinen Sämereien aller Arten von Gemüse, Salat und Blumen, die alle in seinem eigenen Garten wuchsen und von seiner Mutter gedörrt wurden, die besten Kleider werden angezogen, und fortgeht's auf den Handel und Verkauf durch ganz Schwaben hindurch und darüber hinaus in ferne Länder, oft mitten durch Deutschland bis nach St. Petersburg. Und ist eine Gattung von Samen ausgegangen, so weiß es schon, wie es wieder eine neue Ladung bekommen kann, und gar oft gibt's auch eine unschuldige Verwechslung und statt Winterkohl bekommt man saftige Sommerrettige. Ueberall weiß sich das unschuldige Kind zu helfen und verständlich zu machen mit seinem Schwäbischdeutsch, das sich aber in seinem Munde gar lieblich ausnimmt, und es kommt zurück mit vielem ersparten Gelde, und den nächsten Frühling beginnt es dieselbe Reise wieder. Endlich aber sezt es sich zur Ruhe und heirathet seinen Hans, und gebährt ihm ein Dutzend Kinder, die es alle so erzieht, wie es selbst erzogen wurde.

Ein Steinlacher Mädchen bleibt stets ihrem Worte getreu, ist schnell besonnen in witzigen Antworten, hat sehr viel Muth und ist selten um eine List verlegen, wenn es seinen Burschen d. h. seinen Geliebten zu Gunsten deiner betrügen will.

Die ganze Bevölkerung des Steinlachthales stammt von zwei schwedischen Regimentern ab, die sich nach der Nördlinger Schlacht da ansiedelten.

30.

Der Fromme.

Er ist sehr fromm. Das Haar ist nach hinten gestrichen; der Blick zu Boden gesenkt; die Kleidung altmodisch; die Miene andächtig; der Mund Ach und Wehe rufend über die Verderbtheit der Welt; die Redensarten duftend von Gottesfurcht und Keuschheit des Herzens; das Gedächtniß angepfropft von Bibelstellen; das dritte Wort: Liebe.

Er war nicht immer fromm, der gute Mann. Einst war er etwas lüderlich und frivol; er trank gern uud spielte gern und spottete über das Heilige; er war ein verdorbener Handwerksmann und seine schlechte Arbeit raubte ihm alle Kunden; er war ein verunglückter Kaufmann, hatte etwas betrogen und man hatte ihm vergantet; er war ein leichtsinniger Theologe, Jurist oder Mediciner, hatte nichts gelernt und konnte nichts werden, d. h. keinen Dienst bekommen; aber auf einmal ward sein Herz gerührt, es kam zum Durchbruch bei ihm, er ward fromm und gläubig und ein gemachter Mann. Denn die Zahl seiner Brüder ist gar groß und weit verzweigt, und wer sich ihnen anvertraut, dem kann es nimmer fehlen.

Jezt ist er sehr fromm. Zwar passirt es ihm manchmal, daß er ein Gelüste trägt in seinem Innern nach deiner Frau und deinem Ochsen und Eselein im Stalle, daß er einen redlichen Handel in Frömmigkeit mit dir abschließt und dich betrügt um dein Hab' und Gut, daß er dir spricht von Liebe und Freundschaft und ewiger Treue, und dich verschwärzt und verunglimpft bei aller Welt, daß

er ist ehrbar und züchtig und unantastbar äusserlich vor den Menschen und in seinen innern Gemächern schwelgt in Unzucht und Lüderlichkeit; aber was kann er dafür? das war der Satan in ihm, der da umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge. Er ist nicht von dieser Welt nnd mischet sich nicht unter die Uebelthäter. Gesang, Wein und Tanz und

„eine lustige Nacht
bei Mädchen und Gläsern zugebracht“

das sind Dinge nicht von Gott gemacht, sondern nur deßwegen da, daß der Mensch falle in die Schlinge des Satans. Wohl war Christus auf der Hochzeit zu Canaan, und Dr. Luther liebte Wein, Weib und Gesang; wohl saß der Erlöser unter Zöllnern und Sündern, um ihnen den Weg zur Besserung zu zeigen, aber er, der Fromme, hält sich ferne von ihnen, damit nicht auch er unter die Uebelthäter gerechnet werde. Dieses „nicht gerechnet werden“ ist ihm Hauptsache; darum erklärt er auch alle Berührung mit Sündern für Sünde, und spricht in seinem Innern, wie jener Pharisäer: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser Sünder Einer, oder auch, wie dieser Zöllner da. Er ist ein Kind Gottes; darum ruht auch der Segen des Herrn auf ihm. Hält er doch streng auf die Satzungen Mosis, absonderlich streng auf die Haltung des Sonn- und Feiertags zu Ehren Christi und der Religion, auch wenn er ein Kaufmann wäre; und der Herr, der ihn lieb hat vor Andern, segnet sein Beginnen und führet ihm der Brüder und Schwestern Hunderte zu, daß sie kaufen von ihm am Werktag. Zu guter Letzt ist er daher auch der einzige und alleinige Erbe des Himmels, er und seine Brüder und Schwestern; und er glaubt das nicht etwa aus Hochmuth und Intoleranz, er glaubt es aus Demuth. Denn nicht seiner Tugend, seiner frommen

Gesinnung wegen, nein, ohne sein Verdienst, aus purer Gnade ist ihm solche Zusicherung geworden. Das ist aber eben das Ausserordentliche daran, daß nur ihm solche Gnade zu Theil wird, während sie Tausenden von Andern versagt bleibt.

Separatist ist er keiner; er ist vielmehr Mitglied der protestantischen Kirche, allein nur er, und seine Gleichgesinnten haben die wahre protestantische Lehre. Er verhöhnt den Geistlichen nicht, wenn dieser auch anders denkt, als er, er geht ihm sogar in die Kirche, allein wenn man ihn unter seinen Brüdern um die Predigt fragt, so zuckt er die Achseln und weiß gar vieles zu tadeln, und setzt sich hin und schreibt einen Brief darüber an den guten Freund in G. oder St., und läßt auch so einiges von dem Lebenslauf und Wirthshausgehen des Pfarrers miteinfließen, und dieser ist bei gewissen Herren oft angeschwärzt, ohne daß er weiß woher, und ohne daß er Gelegenheit hat, sich zu rechtfertigen. Der Fromme glaubt alles, was in der Bibel steht, wenn er auch vieles nicht begreift, absonderlich das nicht, daß Christus auf der Hochzeit zu Canaan war. „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“ Dennoch ist er nicht streng orthodox, denn er will von Gott, dem Vater, blutwenig und von Gott, dem heiligen Geiste, gar nichts. Christus ist die Hauptsache, ihn hält er, wie die Katholiken die Jungfrau Maria. Er liest übrigens nicht bloß in der Bibel, er liest auch Alles, was von Kornthal oder Wilhelmsdorf aus geschrieben wird, viele fromme Predigten und die theologischen Streitschriften, damit er den Antichrist erkenne.

Am weitesten hat er's gebracht, wenn er's bis zum Stundenhalter brachte. Jedes Dörfchen hat seinen Stundenhalter. Der ist der Höchste unter allen Frommen; und zu gewissen Zeiten, d. h. Sonntag Mittags kommen sie

zusammen bei ihm die Brüder und Schwestern, und singen und beten und lesen in der Bibel und über den Stundenhalter kommt der Geist und er hält eine lange Predigt über das eben gelesene Capitel und der Refrain ist immer der Glaube und das Jesuskindlein und die Kreuzeswunden und das herannahende Reich Gottes; und alle Schwestern und Brüder sind sehr erbaut und legen ihre Gaben nieder, daß der Stundenhalter mit denselben Wohlthätigkeit übe, und fernen bedrängten Mitbrüdern damit helfe, und sie scheiden alle mit dem Kusse der Liebe, den er gerne empfängt. Die Gaben der Mildthätigkeit haben ihm schon manche Freude gewährt.

Der Fromme dutzt alle seine Brüder und Schwestern, heißt nicht gerne Pietist, sondern Mitglied der evangelischen Gemeinde des Herrn, und reist immer umsonst, weil er in jedem Dorfe Mitgenossen findet. Kornthal ist ihm, was dem Juden Jerusalem und den Katholiken Rom; der Kornthaler Hoffmann ist aber mehr fast als Papst.

Ich sage dir o Mensch, werde fromm, auf daß du glückselig seyest, in dieser und in jener Welt.

31.

Der Lieutenant.

Der würtembergische Lieutenant ist in einem Alter von 18—36 Jahren, immer gut gewachsen, d. h. klein, trägt einen Schnurbart, und bildet sich auf Vielerlei viel ein. Die geschicktesten sind die bei der Artillerie und beim Generalstab, meist mathematische Köpfe.

Der würtembergische Lieutenant raucht selten, weil's unschicklich ist, kommt auf alle Bälle und tanzt erstaunlich viel, so daß er kaum Zeit gewinnt, dem Wirth auch etwas zu lösen zu geben. Er kennt alle Frauenzimmer und macht erschreckliches Glück bei ihnen, wenn man ihn hört. Wenn er spazieren geht, so ist's immer mit guten Freunden; am liebsten geht er mit einem Grafen oder kleinen Fürsten Arm in Arm, nehmlich wenn er selbst bürgerlich ist. Ein Demokrat ist er selten, im Gegentheil ist ihm Alles recht, nur nicht das langsame Avancement.

Ein Lieutenant braucht nicht arg viel zu lernen; zu thun hat er nicht viel, ausser dem Exercieren der Rekruten. Er hofft immer auf Krieg, um bald General zu werden; es soll übrigens Manchem recht seyn, daß das Todtgeschossenwerden für's Vaterland noch in weiter Ferne ist. Von Allem, was nicht Militair ist, sondert er sich gerne ab, wenn's nicht gerade ein Adelicher ist. Auch Angestellte sind ihm nicht passend als Gesellschafter; denn diese sind Staatsdiener und er betrachtet sich blos als Königlichen Diener. In bürgerlichen Familien wird er selten eingeführt, und nicht viele Mädchen wagen es, auf öffentlicher Straße

mit ihm zu gehen oder zu sprechen; sie meinen, es nehme sie sonst kein anderer mehr. Das Heirathen ist ihm fast unmöglich gemacht; denn er und seine Frau müssen zusammen 12,000 fl. haben, und ein Mädchen von 12,000 fl. heirathet keinen Lieutenant, weil sie einen Rittmeister darum haben kann.

Sein Mittagstisch ist selten an der table d'hôte; meistens ißt er mit Freunden zusammen bei einem Traiteur, wo sie mehr unter sich sind und wo's nicht so viel kostet. Abends ißt er oft gar nichts, um die schlanke Taille zu erhalten. Im Theater sieht man ihn regelmäßig, wenigstens wenn er in Stuttgart garnisonirt, aber nicht auf der Gallerie und nicht im Parterre, sondern auf der Officiersbank, wo man nur 1 fl. 12 kr. für 14 Vorstellungen zahlt.

31.

Der Handwerksmann.

Der Handwerksmann ist ein Mittelding zwischen einem Bauer und einem Honoratior. Er ist entweder Schneider, oder Schumacher, oder Maurer, oder Zimmermann, oder Schreiner, oder Gold- und Silberarbeiter, oder Buchbinder, oder Eiseleur, oder sonst etwas Anderes. Nur die fünf ersten Classen sind auf dem Dorfe zu finden und sogar meist nur die zwei ersten, die übrigen leben in der Stadt.

Am übelsten daran ist der Dorf-Schneider und Dorf-Schumacher, und unter diesen zweien wieder am allerübelsten der Dorf-Schneider. Ach! die Bauern zerreißen gar wenig Schuhe, denn das Rindsleder hält allzulange und eine Sohle dicht mit Nägeln beschlagen, ist nicht zum umbringen. Der Schneider hat selten etwas Neues zu machen, denn der Bauer läßt sich blos zwei neue Röcke machen, einmal an der Confirmation, und einmal an seinem Hochzeitstag. Was trägt aber das Flicken viel ein? und muß er nicht, wenn etwas zu machen ist, es sei nun neu oder alt, zum Bauern und Wirth und Schultheiß und Pfarrer in's Haus gehen und darf nichts mitbringen, als Nadel und Scheere, und man gibt ihm Faden und Futter und Tuch, und überdieß Spätzlen und Erdbirnen, und am Ende des Tags noch 12 — 16 Kreuzer Löhnung und er hat dafür viele tausend Stiche gemacht von Morgens früh bis Abends spät, und mußte noch obendrein Geschichten erzählen aus seinem früheren Wanderleben so

lang als sein Ellenmaß und so wahr als Münchhausens Fahrten. Was kann denn da herauskommen? Darum muß der arme Dorf-Schneider und Dorf-Schumacher so manchmal Hacke und Schaufel ergreifen und sich sein bischen Feld selbst bebauen, damit er doch wenigstens Erdbirnen habe, wenn er nicht auswärts arbeitet.

Ganz anders daran sind die übrigen Handwerker, und die Handwerker in der Stadt überhaupt; der Handwerker ist Meister und meistens sogar Obermeister. Er arbeitet selbst nicht viel, aber er hat seine Gesellen, die für ihn arbeiten müssen. Da ist ein ganz anderes Leben! Morgens, wenn der Kaffee getrunken ist, wird gearbeitet mit den Gesellen, aber ach, der gute Kaffee hält nicht lange an; es muß Käse herbei oder Fleisch, um den Magen zu stärken. Nunmehr schlägt's 11 Uhr; die Gesellen freilich müssen fortmachen bis 12 Uhr, aber der Meister läßt sich nicht mehr halten; er zieht seinen neuen Rock an, damit man ihm die gethane Arbeit nicht ansehe, und fort geht's in's Wirthshaus zum Biere oder zum Weine und nicht selten auch zu einem sauren Bratwürstchen. Um 12 Uhr geht's zum Mittagessen. Der Meister sitzt mit den Gesellen zu Tische. Die Meistersfrau und die Meisterstöchter fehlen auch nicht. Nach dem Essen eilen die Gesellen flugs wieder an's Geschäft; der Meister aber hat noch etwas zu besorgen bei seinen Kunden, und einer derselben ist der Schwanen- oder Hirschwirth; einen Schoppen muß man doch haben, um das Essen zu verdauen; um 3 oder 4 Uhr kommt er endlich auch zu der Arbeit. Jezt bleibt er, bis es Feierabend ist; aber dann kann ihn Niemand mehr halten; er ißt nicht zu Hause zu Nacht; im Wirthshause schmeckt Alles besser. Nicht selten dauert der Abend bis in die Nacht hinein, und oft hat der vornehme Meister in diesen wenigen Stunden bei Kar-

ten oder Würfeln mehr verspielt, als er die ganze Woche erworben.

Der ersehnteste Tag ist der Sonntag; nicht der Kirche wegen, denn die wird selten besucht; aber der Vaterunser-Glocke halber; denn kaum hat diese das Zeichen zum Ende des Gottesdienstes gegeben, so ist er schon auf der Straße. Er geht zu seinem Morgen-Halben-Schöppchen, aus dem jedoch stets mehrere werden. Er trifft schon große Gesellschaft, lauter Collegen, die sich auch beim Wirthe empfehlen wollen; es wird von Allem gesprochen, nur nicht vom Métier, am liebsten von Politik und Tagesneuigkeiten. Mittags wird ein Spaziergang gemacht, nicht selten, wenn's langt, eine Spazierfahrt. Die Frau Glasermeisterin darf auch mit und das Fräulein Glasermeister, das schöne Kind trägt einen Hut mit Bändern und einen Rock, der gerade so gemacht ist, wie der von Rectors Jettchen. Aber die Sache will sich doch nicht recht machen, der Gang fehlt und die Tournüre. Wohin geht's denn? In's nächste Dorf, in's Wirthshaus zu Bier und Wein, zu Butterbrod, Käse und Schinken, und die Leute lassen sich's wohl schmecken und selten etwas stehen. Man sieht, daß sie blos alle Sonntag draußen vespern. Der Abend sieht den Meister wieder in dem Wirthshause in der Stadt. Ist das nicht ein lustiges Leben?

Das Unangenehmste bei der Sache ist, daß auf diese Art gar wenig erworben wird. Wer hätte auch das gedacht vor 20 Jahren, als der Meister noch ein junger Geselle war und sich sein Wanderbuch beim Oberamt ausfertigen ließ? Da war er rüstig und arbeitsam und konnte nicht schlafen, wenn er nicht thätig gewesen war vom Morgen bis zum Abend; denn sein Meister und seine Eltern hatten ihn nicht zum Faullenzen angehalten. Gelernt hatte er freilich nicht gar viel, denn der Weber

oder Schreiner, bei dem er lernte, wußte selbst nicht gar viel, aber er ging ja jezt in die Fremde, und das war seine eigentliche Lehrzeit. Ueberall hatte man ihn gern, den lustigen, fleißigen Schwaben, und wenn man ihn auch manchmal wegen seiner Sprache ein bischen hänselte, so wußte er es mit Humor zu tragen und zur Noth auch witzig zu seyn. Am liebsten hatten ihn seine Kameraden, denn er hielt's immer treu mit ihnen, und wenn's eine Prügelei gab, so war er zwar nicht der, der sie angefangen hatte, aber doch der, welcher sie ausfocht. Zehn Jahre war er auf der Wanderschaft, und in zehn Jahren kann man weit herum kommen. Ein Schneider muß in Paris gewesen seyn, ein Ipser in Wien, ein Zimmermann in Hamburg und ein Maurer in Bremen. Ueberall gefiel's ihm, nur in Berlin nicht und in Potsdam nicht, denn er liebte die Butterschnitten eben so wenig, als die preußischen Pfiffe. Jezt hat er was gelernt und sich genug herum getrieben; jezt geht's nach Hause, er macht sein Meisterstück, nimmt ein Weib, und — zerfällt bald in denselben Schlendrian, worin der, bei welchem er selbst gelernt hatte, befangen war. Die neueste Mode lernt er immer zwei Jahre nachher kennen. Er selbst hat nie eine Mode erfunden; denn es ist eine Hauptliebhaberei von ihm, alles auf dem Punkte zu lassen, wie's damals war, da er von der Fremde heimkehrte.

Der Handwerksmann kehrt nicht immer in demselben Wirthshause ein; er wechselt ab, um sich Kunden zu verschaffen. Das Verhaßteste ist ihm die Gewerbsfreiheit; denn er ist ein großer Liebhaber der Zünfte. Spricht man ihm hierin von Neuerungen, so meint er, das thue sich in Württemberg nicht.

Der Handwerksmann liefert selten andere, als bestellte

Arbeiten; schon Gemachtes zu verkaufen, ist nicht seine Sache; es könnte ihm ja liegen bleiben.

Späterhin sieht er meistens dick und wohlgenährt aus, und eine Hauptauszeichnung für Schwaben ist, daß sogar die Schneider von dieser Regel nicht immer ausgenommen sind.

33.

Der Oberländer Bauer.

Der Oberländer Bauer ist ein Mittelding zwischen einem Schweizer und einem Unter-Schwaben. Er ist groß gewachsen, stark gebaut, sieht blühend aus, ißt gern Fleisch und trinkt gern Bier.

Der Oberschwabe hat keinen Wein, aber er hat Aecker und Frucht wächst darauf im Ueberfluß, und alle Woche fährt er nach Ulm, oder Biberach, oder Leutkirch, oder Ehingen, oder Ravensburg, oder wie die Stadt sonst heißen mag, und verkauft von dem, was er zu viel hat, und das Geld steckt er in seine große lederne Gurte, die er um den Leib geschnallt hat, und setzt sich in's Wirthshaus, läßt sich's wohl seyn und den Knecht allein nach Haus fahren. Er selbst aber geht auch nicht zu Fuß; denn er hat sein eigenes Wägelchen bei sich, ein leichtes Wägelchen mit einer Deichsel und einem Pferde daran, wie's jeder Bauer in Oberschwaben hat. Warum sollte er auch zu Fuß gehen, da doch die Pferde im Stalle stehen?

Der Oberschwabe ist sehr gutmüthig, aber sehr derb. Die Sprache ist hart, aber das Herz hat er auf dem rechten Fleck. Er drückt dir die Hand, daß du schreien möchtest, aber du darfst dich auch auf seinen Handschlag verlassen. Er ist nicht schnell resolvirt, aber wenn er sich einmal zu etwas entschlossen hat, so bleibt's auch dabei. Er lebt gar gut und liebt die Kartoffeln und das Wasser gleich wenig. Warum sollte er auch nicht? Hat er doch Schweine im Stalle und Frucht auf dem Speicher! und das Bier ist auch nicht theuer; eine Hauptliebhaberei von ihm ist

Sauerkraut, Spätzlen und Speck. In's Wirthshaus geht er nicht ungerne, absonderlich wenn er reich ist. Wenn er Wein trinkt, trinkt er nie schlechten, schon aus dem Grunde, weil es keinen schlechten gibt. Wer sollte auch vom Geringsten von dem Unterlande in das Oberland führen, da ja der Fuhrlohn so viel beträgt, als der Wein selbst? Die Pfeife bringt er selten aus dem Munde, denn er raucht zum Trinken gerade, wie zum Arbeiten.

Der Oberländer Bauer ist entweder Hofbauer, oder Güterbesizer im Allgemeinen oder Taglöhner. Der Hofbauer ist ein großer Herr, so eine Art Edelmann; denn er überläßt sein Gut nur dem ältesten Sohn, und dieser muß dann für die übrigen jüngern Geschwister als **Pater familiâs** sorgen. Der Taglöhner hat's immer noch besser, als ein Unterschwabe mit 2 Morgen Weinberg.

Der Oberschwabe fängt nicht leicht Händel an, wenn er aber einmal angefangen hat, so geht's selten ohne Blutvergießen ab, denn es kommt ihm nicht darauf an, sein Fangmesser zu ziehen und dem Andern eines zu versezen, wenn's diesem auch an's Leben gienge. Er liebt die Weiber und den Tanz.

34.

Die alte Jungfer.

Eine alte Jungfer in Schwaben ist 29 — 65 Jahre alt. Ueber 65 wird sie selten; denn sie bleibt 10 Jahre lang 29 Jahre alt. Sie ist immer sehr gut gekleidet, und in der Anordnung des Anzugs sehr jugendlich. Der Faltenwurf des Brusthalstuches ist derselbe, wie bei den katholischen Pfarrköchinnen. Den Hauben hat sie ewige Fehde geschworen.

Mit Frauen geht sie nicht gerne um, noch weniger mit jungen Mädchen; das sind Kinder, die sich wie Erwachsene betrachten wollen, und die man deshalb über die Achsel ansehen muß. Die Frauen aber — die haben so etwas Anmaßendes, Stolzes, Herablaßendes, so etwas, wie wenn sie mit ihrem Frauenthum sich brüsteten.

Ihr liebster Umgang sind die Männer, alle Männer, Junggesellen und Verheirathete, Alte und Junge, am liebsten aber Jünglinge von 18 — 30 Jahren. Gegen diese ist sie schmachtend, und sie hat etwas Anziehendes, eine schmachtende Vierzigerin, oder vielmehr eine 40 Jahre lange Schmachterin. Nicht aber, als ob sie mannssüchtig wäre! Gott behüte! Sie hätte sehr oft heirathen, recht gute und angenehme Parthieen machen können; aber sie wollte nicht heirathen, partout nicht; denn sie kann die Männer nicht leiden, weil sie alle falsch sind, alle keinen rothen Heller werth.

Nächst den Männern liebt sie Kazen und Hunde. Es gibt keine wahrhaft alte Jungfer, die nicht eine Kaze oder einen Hund hätte. Sie muß doch Jemand haben, den sie streicheln kann und küssen und liebkosen und zan-

ken. Die Kinder liebt sie nicht sehr; früher als junges Mädchen hatte sie dieselben sehr gerne; besonders in Gegenwart heirathsfähiger Männer that sie ganz närrisch mit ihnen, so närrisch, als nur eine junge Frau mit ihrem Erstgebornen thun kann. Vielleicht wollte sie den Herren begreiflich machen, was sie für eine Frau abgeben würde. Aber nunmehr läßt sie das. Wer kann auch ein so armes Geschöpf nur berühren, ohne zu seufzen! Denn wie viel Ungemach muß es noch ausstehen, bis es so alt wird, wie sie! Und woher kommt das? Von der schlechten Erziehung. Denn die Mütter jeziger Zeit verstehen von dem Allem nichts. Hätte sie das zu besorgen, so wäre es freilich etwas Anderes.

Eine alte Jungfer ist immer etwas mehr oder weniger gelblichten Gesicht's. Das rührt aber nicht von Neid und Zorn her. Wen sollte sie denn beneiden? Zwar ist es immer unangenehm, es mit ansehen zu müssen, wenn in einer Gesellschaft, wo sie offenbar die geistreichste ist, der oder jener Herr sich zu dem oder jenem Laffengesicht wendet, ohne auf sie zu achten; es ist sehr unangenehm, von sich glauben lassen zu müssen, man habe nicht geheirathet, weil man nicht habe heirathen können, und man sey jezt nicht mehr heirathsfähig, weil man zu alt dazu sey; es ist äußerst unangenehm, ruhig zusehen zu müssen, wie so Milchsuppen-Gesichter, die nicht einmal 4 mal 5 zählen können, mir Nichts dir Nichts in den heiligen Ehestand mit Männern treten, die doch ganz andere d. h. ältere Parthieen hätten treffen können; das Alles ist sehr unangenehm, aber wer wird denn glauben, daß eine alte Jungfer sich so etwas anfechten läßt? Dazu ist sie viel zu gebildet, und hat viel zu viel Verstand. Denn eine alte Jungfer liest sehr viel, denkt sehr viel und spricht noch viel mehr, als beides zusammen.

Für das Leztere kann sie nichts. Sie ist dazu gezwungen. Zu Hause hat sie nicht viel zu thun, also geht sie aus. Sie ist überzeugt, daß man sie überall gerne hat; denn das ist Verläumdung, daß manchmal junge Mädchen, Frauen und Herren vor ihr durchgehen, wenn sie sie kommen sehen. Man kann keine Visite halten ohne sie; denn sie erfährt Alles, sie weiß Alles, sie kann Alles erzählen. Sie ist eine personificirte Stadtneuigkeit. Wer gestorben ist, wer geheirathet hat, wer angestellt wurde, wer eine Erbschaft that, das ist ihr ohnehin bekannt; aber sie weiß auch, wer sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, sie weiß, welchem Mädchen man etwas nachsagt, oder schon nachgesagt hat, oder noch nachsagen könnte, und sie ist eine abgesagte Feindin aller Verirrungen des weiblichen Geschlechts. Darum wird auch alsobald der Stab gebrochen, und der Verbrecherin vor die Füße geworfen. Ist sie doch sicher, daß man ihr selbst nichts mehr dergleichen nachsagt! Und wenn es der Fall wäre, wäre das nicht ein Beweis, daß sie keine alte Jungfer ist, sondern eine junge anziehende Person?

Am verhaßtesten ist ihr eine andere alte Jungfer. Denn so eine herrische, neidische, mannssüchtige, gescheidtthuende, belesene, geschwäzige Person hat sie in ihrem Leben nicht kennen gelernt, wie diese ist. Aber sie ist doch ihre liebe Freundin, sie unterhält sich stundenlang mit ihr, und ist artig und freundlich und schimpft nachher um so ärger. Warum soll sie anders handeln? Gibt es doch in jedem Landstädtchen ein oder ein Paar Duzend von dieser Altersklasse, und in den größern Städten noch viel mehr, im Ganzen genommen aber im guten Königreich Württemberg über 30,000.

35.

Der Oberamtmann.

Der Oberamtmann ist der erste Mann seines Bezirkes. Schade ist es, daß er einen Oberamtsrichter und Kameralverwalter neben sich hat. Früher war dem nicht so, sondern er war Alles in Allem, wenn nicht etwa die Kellerei — jezt das Kameralamt — einen besondern Beamten hatte. Ja früher war er Herr, so gut als irgend ein Despot. Denn das ganze Oberamt war sein Oberamt. Es ist noch keine 30 Jahre her, daß sich die Sachen so verhielten. Der Herzog von Württemberg bekümmerte sich nichts um den Kaiser und der Oberamtmann gar wenig um den Herzog. Wenn nur die nöthigen Steuern eingetrieben wurden, was kümmerte sich die Regierung darum, wie sie eingetrieben wurden? Darum gieng auch alles nach Recht und Billigkeit, d. h. nach dem Recht, das der Oberamtmann für billig fand. Wenn ein armes Bäuerlein kam, und einen Prozeß anfangen wollte, oder nach dem Endurtheil eines angefangenen sich befragte, so mußte es alle Taschen voll bringen, nämlich voll Schmieralien, d. h. voll Geldes und Geldeswerth; und dann wurde der gestrenge Herr, der im seidenen Schlafrocke in seinem Sorgensessel thronte, wie der Papst auf seinem goldenen Stuhle, und eine gewichtige Gerechtigkeitsmiene schnitt, wie ein Pascha mit 3 Roßschweifen, ganz geschmeidig, so geschmeidig, als altes Leder, wenn man es mit Thran oder Schweineschmalz einschmiert. Kam aber der Bittsteller leer, und es war keine Hoffnung, auch künftig etwas von ihm zu erlangen, da fand

er kein geneigt Gehör und wurde schnell abgewiesen; wollte nun gar der Bauer nicht gehen und stüzte sich muthig auf seine gerechte Sache, da wurde der Oberamtmann zornig und ergriff nicht selten die Peitsche und ließ sie dem armen Gerechtigkeitslustigen um die Ohren sausen, daß er sich gerne geduldete. Wollte er sich aber nicht gedulden, sondern gar noch weiter klagen bei einer höhern Behörde, da kam er schön an. Er wurde stets abgewiesen, denn der Herr Oberamtmann hatte schon deswegen Recht, weil er Oberamtmann war. Kam jedoch einmal der Fall vor, unter tausend Fällen der erste, daß der Kläger Recht behielt, so schrieb sich's der Oberamtmann hinter die Ohren und sagte zu sich selbst: warte nur, du Hund, komm' einmal nur von weitem in meine Gewalt, und ich will dir's eintränken; einsperren lasse ich dich dann bis du schwarz wirst, und der gestrenge Herr hielt stets Wort.

Jezt ist's freilich ganz anders, der Oberamtmann ist nicht mehr zugleich Richter, Polizeibeamter und Verwalter, sondern er mußte den wichtigsten Theil seines Amtes abtreten an den Oberamtsrichter, der nun sogar vornehmer ist als er, wenn beide im Amte beisammen sind, und doch hat er jezt mehr zu schaffen, denn je; er ist erschrecklich geplagt, der gute Mann. Ein Actuar, ein Revisionsactuar, 2 Schreiber und ein Copist sind alle thätig für ihn, und doch weiß er kaum auszukommen, wenn man ihn hört. Komme ihm aber einer mit einem Präsente, das wie Bestechung klingen soll, den wird er schön abweisen! Gut kommst du in diesem Falle noch weg, wenn er dir nur eine lange Strafrede hält von Gesez, Instruktion, Verantwortlichkeit, Norm, Praxis und wie dergleichen Schlagwörter heißen; denn der Oberamtmann will jezt nur Gerechtigkeit für jeden; darum wird auch in unseren Zeiten in einer Kanzlei mehr

Papier verschrieben, als sonst in allen Oberämtern zusammen.

Der Oberamtmann war früher grob gegen Alle, die unter ihm standen, stolz gegen die, so ihm gleich waren, devot gegen die höhern Behörden. Jezt ist er höflich gegen Jedermann, nur nicht gegen Arrestanten und Vaganten. Seine Mitbeamten behandelt er als Collegen; denn er betrachtet sie als mit ihm in einem Corps stehend. Man muß Gemeingeist besitzen. Dennoch hat er es sehr gerne, wenn solche, die von ihm Befehle anzunehmen haben, sich unterwürfig gegen ihn zeigen. Widerspruch kann er ohnehin nicht leiden. In diesem Falle dürfen die Unterbeamten gewiß seyn, daß er sie in jeglicher Noth in Schutz nimmt öffentlich. Unter vier Augen putzt er sie aber ab, daß kein gutes Haar an ihnen bleibt. Die Amtswürde muß respectirt werden.

Am liebsten ist es dem Ober-Amtmann, wenn er auswärts in seinem Bezirke eine Untersuchung oder sonst ein Geschäft hat. Denn das Taggeld beträgt 6 fl. und die Gemeinde-Cassen müssen's bezahlen. Dieses Taggeld macht mehr aus, als ihn zwei Pferde und ein Kutscher kosten, und wenn er auch nur den sechsten Theil des Jahres auswärts wäre. Dennoch klagt er darüber, als über etwas, das ihn von seinen übrigen Geschäften zurückbringe. Warum läßt er aber nicht den Ober-Amts-Actuar auf's Land hinaus, der ja nur 4 fl. täglich in Anspruch zu nehmen hat?

Früher trug der Ober-Amtmann einen Stock mit einem großen goldenen Knopfe, jezt trägt er einen Frack.

36.

Die Spinnstube.

In jedem Dorfe gibt es eine Spinnstube. Die Spinnstube heißt auch Lichtkarz. Abends im Winter, wenn Alles ausgeschafft ist im Stall und in der Scheune, dann nehmen die ledigen Mädchen ihre Kunkeln und gehen zum freundlichen Nachbar, der eine große Stube hat und umsonst einheizt und umsonst Licht gibt, und bleiben dort oft bis 12 oder 2 Uhr des Nachts und spinnen. Zu Haus, wenn man zu lieb einbrennen müßte und Licht herthun, würde das Spinnen wenig Nutzen bringen, der Gulden käme auf achtzehn Batzen.

Allein so ganz umsonst thut's der Spinnstubenhalter auch nicht und das Spinnen ist auch nicht immer die Hauptsache. Da kommen die ledigen Bursche, welche ihren Schatz in der Spinnstube wissen, um die Kunkel zu heben. Das Kunkelheben ist aber nichts anderes, als eine verliebte Unterhaltung, wobei es an derben Spässen nicht fehlt. Die Burschen kommen nicht leer, sondern sie bringen etwas mit, nämlich Wein und oft auch Fleischwaaren, und der Spinnstubenhalter bekommt immer am meisten davon, und oft noch Geld dazu, damit er's leide, wenn's die Burschen oft zu toll treiben.

Das Kunkelheben ist aber auch nicht wieder die Hauptsache. Eine noch größere Hauptsache ist das Patschen oder Schwatzen. Da ist die Frau des Spinnstubenhalters, und vielleicht noch ein Paar andere Frauen, oder heirathslustige Wittwen, die geben den Ton an, und es wird erzählt, was vorgefallen ist den Tag über, und einander im Vertrauen mitgetheilt, was man diesem oder jenem nachsagt, daß der Hansjörg gestohlen habe und die Mariebärbel schwanger sey, und es ist eine

ärgere Klatscherei, als nur in irgend einer Caffeevisite eines Landstädtchens.

Das Klatschen ist aber auch wiederum nicht die größte Hauptsache, die allergrößten Hauptsachen sind die Geister. Die Abendunterhaltung in einer Spinnstube wäre gar nichts, wenn man nicht am Ende auf die Geister käme. Was ist ein Geist? Ein Geist ist ein Gespenst, und ein Gespenst ist die Seele eines Abgeschiedenen, aber keine unsichtbare Seele, sondern eine sichtbare, denn sie muß zu ihrer Strafe und Qual eine bestimmte Zeit auf dieser Erde herumwandeln. Es gibt darum keine guten Geister, sondern lauter schlimme. Der Gründe, warum einer laufen muß, oder geistet, gibt es verschiedene. Entweder hat er ein Verbrechen begangen, das allzugroß erscheint, als daß es Gott sogleich verzeihen könnte, oder aber, und öfter, war er ein Filz, ein Reicher, der dem Armen sein wenig Hab und Gut abzwackte, um sich nur allein gütlich damit zu thun, oder ein Amtmann, der die Bauern schund, daß sie die Lasten kaum erschwingen konnten, oder ein Edelmann, der seine Unterthanen plagte, daß sie alle ihre Zeit mit Frohndiensten hinbringen mußten, ohne für Weib und Kind etwas verdienen zu können. Die Orte, wo die Geister sich aufhalten, sind ebenfalls verschiedener Natur. Meistens sind es die Kirchhöfe, und es gibt kein ehrliches Schwabenmädchen, das Abends, wenn es bereits dunkelt, an einem solchen Ort vorbei oder gar darüber gienge. Um 12 Uhr über einen Kirchhof gehen, hieße Gott verachten. Allein auch andere Orte gibt's. Jener reiche Bauer muß in seinem eigenen Hause laufen; im Keller, wo er sein Geld vergraben hat; oder auch Treppe auf, Treppe ab, und rumort herum und schlägt die Thüren zu und reißt die Schubladen auf und es klingt, als ob er Geld zählte. Oder ist es ein Acker, der unrechtmäßig erworben wurde,

und an den nun die Seele festgebunden ist, als an den Ort ihrer Qual, oder ein Lindenbaum, unter dem in frühern Zeiten Einer erschlagen wurde, oder ein verfallenes Kloster, oder ein alter Thurm, der Rest von einem Schlosse, das früher da gestanden hatte, oder das Amthaus, das jezt in ein Schulhaus verwandelt ist. Man sieht, daß die Geister eine große Auswahl haben, wo sie laufen wollen. Ein Geist ist übrigens sehr leicht zu erkennen. Entweder sieht man gar nichts, und hört blos einen Lärmen, oder sieht man nichts, als ein kleines Flämmchen, gleich einem blauflammenden Lichte, das hin und her hüpft, bald da, bald dort, jezt verschwindet und nun wieder auftaucht und hauptsächlich an sumpfigen Gegenden zu treffen ist. Oder ist's ein Hund, ein schwarzer Pudel mit funkensprühenden Augen, der immer in Krümmungen sich umherbewegt und aussieht, wie der lebendige Teufel, oder ist's ein Schimmel mit drei Füßen, oder ein Rappe, der Feuer und Flammen speit, und oben darauf sizt einer, und klatscht mit der Hezpeitsche, als ob er die Bauern prügeln wollte. Am erschrecklichsten ist's, wenn der Geist einem Menschen gleich sieht. Man trifft diesen hauptsächlich auf Kreuzwegen und an größern Steigen. Bald sieht er übermenschlich groß aus, wie ein in Nebel zerfließender Riese, bald macht er sich wieder klein, wie ein Zwerg. Kommt ein Wagen, so hängt er sich an die Räder, wenn's den Berg hinaufgeht und sperrt, daß die Pferde keuchen und schwizen und doch nicht vom Flecke kommen; wenn's aber hinuntergeht, so hängt er sich vorne an und zieht für 8 Pferde und kein Halten hilft mehr etwas, im Galopp geht's hinunter und Roß und Wagen stürzen zusammen am Fuße des Berges. Kommt dagegen ein einsamer Wanderer, so gesellt er sich zu ihm, wie einer, der desselben Weges kommt, plözlich aber nimmt er einen Fuß oder einen

Arm von sich und schleudert ihn weit weg, und dann noch einen Arm und noch einen Fuß und dann den Kopf und rollt ihn vor sich her, wie eine Kegelkugel, und hüpft ihm nach mit dem Rumpfe, und den Wanderer ergreift Grausen und Entsetzen und er lauft, was er laufen kann, über Stock und Stein, immer aber hinter sich drein hört er das heisere Lachen des Geistes und er läuft die ganze Nacht hindurch und dennoch findet er sich des Morgens an demselben Plätzchen, von dem er ausgegangen, und es ist keine Veränderung mit ihm vorgegangen, als daß er todtmüde ist vom Schrecken und der Anstrengung.

Solche Dinge erzählt man sich in den Spinnstuben; Geschichte folgt auf Geschichte, immer eine gräulicher als die andere. Niemand von Allen, die da sind, hat noch einen Geist gesehen, aber der Hansjörg hat's erzählt, und des Hansjörg's Großmutter hat ihn auch gesehen, und Alle glauben steif und fest daran, und keine Predigt des Pfarrers und kein Raisonniren der Freigeister im Wirthshause bringt den Glauben aus den Leuten heraus. Das Kindsmädchen hat das Kind schon mit solchen Geschichten geschweigt, und was man in zartester Jugend empfangen, das bleibt das ganze Leben hindurch. Einen Vortheil hat der Geisterglauben: er ist ein Vehmgericht über die Todten. So wie einer was Schlechtes begangen, wenn's auch nicht vor Gerichte bestraft wurde, sondern blos im Munde des Volkes bekannt ist, alsobald heißt es: er geht.

Mitternacht ist nun längst vorüber. Gesponnen ist zwar nicht viel geworden, aber es ist Zeit zum Nachhausegehen, kann aber das Mädchen allein nach Hause gehen? es wäre ihr zu grausig zu Muthe; ihr Bursch muß sie begleiten. Und er begleitet sie bis an's Haus hin und oft auch bis in's Haus hinein, und geht erst des Morgens nach Hause.

37.

Der Förster.

Der Förster ist ein Mann von mittleren Jahren. Er trägt einen Schnauzbart, eine Flinte, einen grünen Oberrock mit gelben Knöpfen, grüne Hosen mit gelbblauen Streifen, eine grüne Mütze mit einer Feder, einen Hirschfänger, eine Jagdtasche, Sporen an den Stiefeln, ein von der Sonne verbranntes Gesicht und geht nie ohne einen Hühner- oder Dachshund aus.

Er war früher ein gewaltiger Nimrod; doch die Zeiten sind vorbei. Morgens stand er auf in aller Früh und hinaus gieng's in den Wald, das lustige Wild zu jagen, und das Hüfthorn schallte und die Büchse knallte und die Hunde bellten und die Bauern, die treiben mußten, wurden verdonnerwettert. In letzterem Punkte hatte er eine Hauptforce. Was lag ihm auch an ein paar so lumpiger Ackersleute! Er sah gar nicht ein, zu was die nur auf der Welt wären! höchstens konnte man sie dazu brauchen, das Wild zusammenzutreiben. Da sollte ihm aber einer kommen, der sich dessen weigerte, oder einer, der sich beleidigt und gekränkt fühlte, daß sich die wilden Schweine und die Rehe und Hirsche auf seinen Acker verliefen und ihm, oder vielmehr seinen Feldern Schaden gethan hätten! den wußte er schön abzukanzeln, und wenn's damit nicht genug war, abzufuchteln. Wagte es aber gar einer, mit selbst eigener Hand dem Wilde zu wehren, oder vielleicht noch zudem, o Frevel! einen Hasen, der auf seinem Krautlande sich's schmecken ließ, mit der Hacke eins hinter die Ohren zu versetzen, daß das schwache Thier vor Schrecken

todt umfiel, oder, o Verbrechen! mit der Büchse auf dem Rücken sich im Walde attrapiren zu lassen — Marsch unter die Galioten oder lieber gleich erschossen. Schlechtere Menschen gab's für ihn nicht als Waldfrevler. In diesen Zeiten war der Jägersmann roh und ungebildet, er konnte nichts als Schießen, das Treffen verstand er aber auch aus dem Fundament. Von Lesen, Schreiben, Rechnen verstand er so viel, als er in der Schule gelernt hatte. Von wissenschaftlicher Bildung war keine Rede. Unter den Leibjägern, unter denen er seine Bildungsjahre verlebt, lernte man dergleichen nicht, wohl aber das edle Waidwerk, die Kunst, das Wild zu hetzen, seine Fährte zu finden und jedem Theile seines Körpers den besondern waidmännischen Namen zu geben. Besoldung hatte er damals nicht viel. Zu was auch Besoldung? der Wald gab Nahrung genug, und nicht blos das, was im Walde herumläuft, sondern auch das, was im Walde wächst, denn die Bäume waren nicht alle gezählt und aufgeschrieben. Wer wollte da nachrechnen, wo keine Bücher geführt wurden? Mit den Holzhändlern stand er daher stets in gutem Vernehmen.

So lebte der alte Jäger seiner Jagd und seinen Hunden, denn um die Wald-Cultur bekümmerte er sich wenig, verstand wohl auch nicht viel davon; die Zeit aber, die er nicht im Walde zubrachte, brachte er im Wirthshause zu, und es war dieß nicht der kleinste Theil des Tages. Im Wirthshause war er stets ein wohlgelittener Gast, der von Wirth und Gästen hoch venerirt wurde; denn er war grob, wie wilde Schweinsborsten, wenn man ihm nicht wie einem gnädigen Herrn begegnete und das Fluchen verstand er von Grund aus.

Wie ganz anders geht es dem jezigen Förster! ach! Keine Jagd mehr, außer wenn er sie selbst in Pacht genommen hat! und dabei kann ihm jeder Privatmann zu-

vorkommen, wenn er nur ein paar Gulden mehr darauf schlägt! er ist nicht mehr Herr des Waldes wie früher; o nein, er ist leider von allen Enden und Ecken beaufsichtigt. Darf er es doch nicht einmal wagen, nur eine lumpige Hopfen-Stange um 9 kr. für seinen Beutel zu verkaufen, und wenn er es thäte, so riskirte er seine Stelle und das Zuchthaus. Es ist seit einiger Zeit, als ob alle Bäume und Gesträuche des Waldes gezählt wären. Und wer wird nun Förster? Nicht mehr die alten wohlverdienten Soldaten, nicht mehr des Forstmanns Nachkommenschaft, nicht mehr die Söhne heruntergekommener Edelleute, obgleich noch immer, wie man sagt, ein wenig darauf Rücksicht genommen wird; nein, Leute werden es, von denen kein Mensch sonst etwas weiß, die gar kein Verdienst um den Staat haben, Leute aus dem Plebejer Stand, die oft nicht einmal sicher das Ziel treffen können, auf 70 Gänge mit der Pürschbüchse in's Schwarze. Und warum? deßwegen, weil sie ein gutes Examen gemacht haben. Ein Förster und ein Examen! Die Zeiten werden immer schlechter, und der jüngste Tag ist nicht mehr ferne. Zu was soll denn ein Förster ein Examen machen? ein alter Soldat könnte es freilich nicht, aber die jungen Leute studiren jetzt förmlich, sie studiren Botanik und einen Theil des Camerale, d. h. der Staatswirthschaft; denn der Förster soll ja jezt den Wald für den Staat bewirthschaften. Die Flinte, der Hirschfänger, die Hunde, die grüne Kleidung — das alles hat er nur noch pro forma, und weil es so Herkommen ist, das Etwasgelernthaben ist aber jetzt die Hauptsache. Deßwegen muß ein dermaliger Förster die Universität besucht haben in Tübingen oder auf den Vice-Anstalten von Hohenheim und Bebenhausen, bei dem Oberförster, Kreis-Oberforstmeister, Professor von Wiedenmann, und dann muß er von der Pike auf

dienen. Zuerst wird er Waldschütz, dann Forstwart, dann Förster und erst, wenn er ein gutes Examen gemacht hat und die Verhältnisse sich sonst machen: Oberförster.

Ein jeziger Förster muß schreiben können, und nicht blos seinen Namen und etwa einen schlechten Liebesbrief, sondern Rechnungen muß er schreiben können, und zwar Rechnungen, die er selbst gemacht hat. Freilich kommt das Manchem ein bischen spanisch vor, und er läßt sich seine Rechnungen von Andern stecken, nämlich wenn er es nicht selbst kann, aber die Meisten thun's doch selber, erstens, weil's sonst Geld kostet, und zweitens, weil er doch dafür verantwortlich ist. Wie ganz anders steht er nun dem Bauern gegenüber? Roh ist er zwar immer noch etwas, und wenn nicht roh, doch wenigstens derb und grob. Das kommt daher, wie er sagt, weil er viel mit den Landleuten zu thun hat und sich immer in der freien Natur bewegt; denn im Zimmer hinter dem Arbeitstische bleibt er so kurz als möglich. Hebe er aber einmal den Stock auf, oder ziehe er gar den Hirschfänger, da wird er sehen, wie man mit ihm umspringt! Darum klagen auch die Forstleute in Menge, daß es so schlecht mit ihnen gehe und daß man sie nicht mehr Förster, sondern Waldaufseher nennen sollte, und darin haben sie auch nicht ganz Unrecht, denn das Jagen ist sehr aus der Mode gekommen, hauptsächlich deßwegen, weil das Wild in manchen Gegenden ganz verschwunden ist. Sonderbarer Weise hegt man die Meinung, die Früchte des Ackers seyen mehr werth, als ein Hase oder Hirsch, und was wird erst geschehen, wenn man nur noch einheizt mit Torf oder Steinkohlen? die Wälder sind ja jezt schon genug gelichtet durch das neumodische Waldcultur-System und es ist so hell darin, daß man oft bequem Scheibenschießen könnte, ohne einen Baum zu treffen.

Der Förster hofft immer auf bessere Zeiten, nämlich auf Wiederkehr der alten. Er hat eine fixe Besoldung von 800 bis 1000 fl. Scheiben- oder Recreations-Schießen sind seine Hauptfreude.

38.

Ein Stuttgarter Theater-Kritiker.

Er ist gewöhnlich noch sehr jung, zwischen 20 und 35 Jahren, nebenbei Schriftsteller, Journalist, vielleicht gar Redacteur eines kleinen Localblattes. Alle Theatertage findet man ihn im Schauspielhause, meistens auf dem Parterre und gewöhnlich an demselben Platze, oft geht er auch in dem Gang auf und ab, um die Leute zu mustern. Er tritt nicht vorher ein, als bis es daran ist, daß das Stück seinen Anfang nimmt. An der ganzen Haltung kennt man, daß er hier zu Hause ist. Denn er bewegt sich so ungenirt, wie in einem Wirthshause. Das erste, was er thut, ist, daß er sein großes Opernglas hervorzieht, der Bühne den Rücken kehrt, und die Gallerieen vor seinen Augen vorbei passiren läßt. Dann kommt die Musterung an's Parterre. Da hat er nun eine Menge Bekannter. Er nickt dorthin und an einen andern Ort versendet er ein Lächeln. Bald verläßt er seinen Platz, um mit diesem oder jenem ein paar Worte zu wechseln, und dieß thut er so vertraulich, so flüsternd, daß Jedermann meint, es sei sein genauester Bekannter, oder die Sache betreffe ein großes theatralisches Geheimniß. Nun kommt die Reihe an ihn selbst. Es nähern sich ihm Viele. Man fragt ihn aus, man will sein Urtheil zum Voraus hören, ob man gleich durchaus nicht damit einverstanden ist, man sucht zu erfahren, welche Sängerin nächsten Sonntag auftreten werde, ob der Schauspieler, der lezthin hier gastirte, für die Bühne gewonnen sei, ob Demoiselle Stubenrauch in Prag gefallen habe, ob Herr Seydelmann in

Berlin oder in Wien Vorstellungen geben werde, ob Mademoiselle Haus immer noch heiser sei, und dergleichen mehr, er muß über Alles Rede stehen, was das Theater angeht. Und das thut er, innerlich sehr gerne und sehr geschmeichelt, weil er sich für einen gewichtigen Mann hält, äußerlich aber ganz gleichgültig, nur kurz und oft trocken antwortend, wie wenn ihm das viele Fragen lästig wäre. Dabei hat er den Vortheil, daß er durch sein bedeutsames Schweigen immer noch mehr hinter sich vermuthen läßt, als hinter ihm ist.

Während des Stückes beträgt er sich ganz anders, als gewöhnliche Menschen. Ist es eine neue Oper, oder ein neues Lust= oder Schauspiel, das gegeben wird, so paßt er ausserordentlich auf, anscheinend aber, wie wenn er nichts hörte. Muß er ja doch nachher den Inhalt wieder erzählen, und die handelnden Personen kritisiren! Manchmal schreibt er auch insgeheim eine Bemerkung nieder und er hat es nicht ungerne, wenn man ihn dabei beobachtet; denn daran wird er als Kritiker erkannt. Ist aber das Stück schon längst bekannt, so kann es oft der Fall seyn, daß er sich geradezu umkehrt und gar nicht auf die Bühne sieht. Das sind längst bekannte Geschichten, was soll er die noch einmal hören? oder es ist ein schlechtes Stück, was soll er da hinsehen und sich ennuyiren? Es liegt etwas Verachtendes in dem Sichumdrehen, etwas Sicherhabenfühlendes über solche Alltagslumpereien, und eine solche Meinung soll man von ihm haben. Deswegen spricht er auch gerne während der Aufführung am liebsten mit fremden Herren oder mit bekannten Frauenzimmern. Wird ein Ballet gegeben, so verläßt er das Parterre und begibt sich auf die zweite Gallerie. Er muß die Füße der Tänzerin beobachten können. Ihre Füße sind ihm die Hauptsache, während sie tanzt. Oft hat er aber auch ihre ganze

Person gern. Wenn das Theater aus ist, so pflanzt er sich am Ausgange auf und läßt die Herausgehenden die Revue passiren. Eine solche Revue ist oft angenehmer und unterhaltender, als eine Theater-Revue.

Der Theater-Kritiker ist für die Schauspieler eine sehr wichtige Person. Mag das Blatt auch noch so unbedeutend seyn, in welches die Kritiken geliefert werden, mag auch die Kritik selbst noch so sehr nach Jugend und Unkenntniß im Dramatischen riechen, mag auch der Referent durch sein Referat zeigen, daß er von Musik wenig oder gar nichts verstehe, — das Publikum liest einmal diese Kritiken, man kann darin tadeln oder loben, und es gibt keine eitlere Menschen, als die Schauspieler. Darum wird der Theater-Kritiker auch von allen Schauspielern und Schauspielerinnen, allen Sängern und Sängerinnen honorirt. Sie grüßen ihn überall zuerst, und wäre er sonst auch eine ganz unbedeutende Person; sie sprechen freundlich mit ihm und laden ihn zum Mittagessen ein, sie machen ihm Complimente und sind seine Freunde, im Innern aber hassen sie ihn von ganzem Herzen, wenn er sie nur einmal getadelt hat. Dieser oder jener ist vielleicht nicht mit ihm bekannt, weil er noch nicht Gelegenheit gefunden hat, mit ihm bekannt zu werden, er schimpft vielleicht über ihn, und sucht ihn verächtlich darzustellen, als einen Menschen, über dessen fades Geschwätz man sich hinwegsetzen muß, aber laß ihn einmal zufälligerweise Gelegenheit finden, mit ihm bekannt zu werden, gib acht, wie schnell er sie ergreift!

Ein Stuttgarter Theater-Kritiker hat kein Frei-Billet in's Theater. Er würde eines bekommen, wenn er unterthänigst darum anhielte, und sich anheischig machte, nichts gegen das Theater, und hauptsächlich nichts gegen die Intendanz zu schreiben. Verfehlt er sich hierin einmal, so

wird ihm das Frei-Billet wieder abgenommen, es kann auch der Fall vorkommen, daß die hohe Intendanz sich bewogen fühlt, ihm das Theater ganz zu verbieten. Der Schauspieler, der eine Benefiz-Vorstellung hat, schickt ihm stets 2 Frei-Billete auf die erste Gallerie.

39.

Das Mädchen aus der Baar.

Sie ist blond, nicht sehr groß, sehr schlank und zierlich gewachsen, hat rothe Wangen, feine Züge, blaue Augen und rothe Strümpfe. Die rothen Strümpfe sind ihre Hauptauszeichnung; ein Mieder — nun das tragen andere Schwabenmädchen auch, obwohl bei ihnen die Brust vielleicht nicht so fest eingeschnürt ist; einen Faltenrock — nun den hat man überall im ganzen Oberlande, nur vielleicht nicht so kurz, denn er geht blos bis auf die Knie und nicht so sehr faltig, denn die Baarmädchen brauchen oft 14 bis 18 Ellen dazu und haben einen Bausch um die Lenden, wie wenn sie schon 14 Kinder geboren hätten, und der Rock ist so schwer, daß eine schmächtige Person es nicht darin aushalten könnte; lange Zöpfe — nun solche tragen alle Bäuerinnen des Schwabenlandes, nur nicht vielleicht so lang und nicht so breit und keine so breite und schöne Bänder darin; aber rothe Strümpfe und ein solches Bein darin, das hat blos ein Mädchen aus der Baar. Im Winter sind sie angenehm, diese Strümpfe, aber im Sommer — wollene Strümpfe! denn nicht jede hat so viel Geld, um baumwollene oder leinene von dieser Farbe zu kaufen.

Ein Mädchen aus der Baar ist so herzig als sein Mund und so treuherzig als seine Sprache. Es trägt ein Hütchen von gelbem Stroh, stülpt es auf das linke Ohr und um das Hütchen herum windet es ein schwarzes Band. In der Trauer kommt das schwarze Band weg.

Sie ist sehr verliebter Natur, aber du irrst dich sehr,

wenn du glaubst, sie leicht verführen zu können, weil sie freundlich gegen dich ist. Sie traut dir nicht, weil du fremd bist, und wenn du auch noch so schöne Worte machst. Ihren Buben aber hat sie über alles lieb und gesteht ihm auch alles zu, und ihr Bub liebt sie wieder und heirathet sie noch zur rechten Zeit. Das Kiltgehen ist in der Baar ebenso gut Sitte, als in der Schweiz.

Sie singt gern und tanzt gern. Einige Ausdrücke wie: Dineweg (dennoch), dovo ist koi Red (nein Gott behüte), Hentt d' Wahl (ist mer einerlei) u. s. w. kannst du nur aus ihrem Munde anhören. Am hübschesten ist sie, wenn sie Heu zusammenrecht.

40.

Der Tübinger Student.

Der Tübinger Student ist entweder Bursche oder Nachtstuhl. Der Bursche unterscheidet sich von dem Nachtstuhl dadurch, daß er ein mehrfarbiges Band über die Brust trägt, d. h. einer Verbindung angehört, der Nachtstuhl lebt für sich, oder nur mit wenigen Freunden zusammen, stuhlt, d. h. arbeitet viel, besucht alle Collegien, macht keine Suiten, ist selten betrunken, hat Angst vor dem Carcer und duellirt sich nie. Nur der zu einer Verbindung Haltende wird als wahrer Student betrachtet.

Der Student, der zum Erstenmal auf die Universität kommt, ist das erste Halbjahr Craßfuchs, das zweite Halbjahr Brandfuchs, das 3te und 4te Halbjahr Jungbursch, das 5te und 6te Halbjahr Altbursch und vom 7ten Halbjahr an bemoostes Haupt. Fängt einer, der schon früher längere Zeiten auf Universitäten gewesen war, seine academische Laufbahn von Neuem an, so wird er Goldfuchs. Ein Fuchs hat es sehr unbequem. Er hat durchaus keinen Verstand, d. h. in keiner Sache eine Stimme, er muß einen bedeutenden Vorrath von Tabak besitzen, um des Altburschen Pfeife damit zu stopfen. Auch wird er nicht selten von den ältern Studenten in Botensachen verwendet. Widersprechen darf er nie.

Der Tübinger Student ist entweder Stadtbursch, oder Stiftler, oder Convictler. Der Convictler ist meistens Nachtstuhl. Er ist etwas roh, etwas unwissend, etwas ungebildet und sehr schmutzig. Den ganzen Leib wascht er nur alle Neujahre. Der Convictor geht mit dem Convictor,

denn sobald er mit Stadtburschen umgeht, so mag er nimmer Convictor seyn. Seine Hauptliebhaberei ist das Saufen. In einer Stunde schüttet er so viel Bier in sich hinein, als ein anderer in vier; denn er hat nur frei von halb 1 Uhr bis 2, und will doch das nämliche Quantum verschlingen, wie die andern Studenten. Am groben blauen Rocke, der aussieht, wie wenn ihn der Großvater dessen, der ihn machte, zugeschnitten hätte, an der schwarzen Halsbinde, mit der er sich den Hals zugeschnürt hat, wie wenn er sich hängen wollte, an den graublauen Hosen, die nicht einmal bis an die Knöchel gehen, an dem Hemde, das vor sechs Wochen frisch gewaschen war, an dem ungekämmten Haare und Barte und an der bäurischen Taille, die so fein ist, wie der Fuß eines Elephanten, ist der Convictor leicht zu erkennen.

Der Stiftler ist ein ganz anderer Mann. Er ist kein Schwarzrock mehr wie früher, wo nichts an ihm weiß seyn durfte, als Haut und Hemd. Die Liberalität ist in's Stift eingezogen, und Rock und Hosen dürfen nun auch blau, grau, grün oder braun seyn, bei Weste und Kopfbedeckung bleibt's bei der schwarzen Farbe. Schuhe mit weißen Strümpfen dürfen nicht getragen werden. Roth und gelb sind verpönt. Der Stiftler hat sehr viel gelernt. Er versteht die alten Sprachen aus dem Fundamente und war in dem Gymnasium immer einer der ersten. Er ist sehr stolz auf seine Gelehrsamkeit und nicht selten der Meinung, als ob viel auswendig gelernt haben so viel sei, als viel verstehen. Zum Pedanten hat er nur eine kleine Steige hinab. Oft ist er mit einem Sprunge unten. Der Stiftler spielt eine große Rolle unter den Studenten d. h. unter den Feuerreitern oder unter den extrem-radical-demagogisch gesinnten Burschenschäftlern. Denn diese schlagen sich nicht und er ist ein abgesagter Feind des Duellirens.

Nicht deßwegen, weil er keinen Muth hätte, einen großen Geist genirt das nicht, auch nicht deßwegen, weil er nicht schlagen kann, denn der Besuch des Fechtbodens ist ihm verboten und er übertritt oder umgeht dieses Verbot nur selten, sondern deßwegen, weil er glaubt, das Duell widerspreche den Grundsätzen des gesunden Menschen-Verstandes. Blutvergießen ist ohnehin verboten. Um so gewandter ist er aber mit der Zunge und deßwegen wurde er unter der Burschenschaft meist zum Sprecher gewählt. Eben so groß ist sein Einfluß auf dem Museum. Das Secretariat und die Wahl in den Vorstand kann ihm nicht fehlen, sobald er **Primus** oder auch **Secundus** in seiner Promotion ist. Der Stiftler ist sehr fleißig, besucht seine Collegien, macht alle halbe Jahre zwei große Aufsätze, weil er muß, fährt nicht oft fort, weil ihm keine Erlaubniß dazu wird, macht Abends gern auf seiner Stube ein Bierspiel oder ein kleines Geld-Taroc und sehnt sich nach nichts mehr, als in die Stadt hinaus ziehen zu dürfen, d. h. eine Wohnung außer dem Stift sich zu miethen, wobei er dann keine andere Verpflichtung hat, als im Stifte zu essen, und Abends im Wirthshause bleiben kann so lang als die andern Stadtbursche.

Der wahre Student ist der Stadtbursche. Selten ist er Nachtstuhl, sondern entweder Burschenschäftler oder Chorbursch. Der Burschenschäftler trinkt mehr, und der Chorbursch reitet mehr. Burschenschäftler und Chorbursche stehen in immerwährenden Händeln, denn die Burschenschäftler mögen sich nicht so oft pauken, als die Chorbursche gerne möchten, und der Chorbursch hält dafür, die **lex castitatis** sey ein Unsinn. Der flotte Bursch trägt stets Sporen an den Stiefeln und eine lange Pfeife mit Quasten von der Farbe seiner Verbindung. Ein Hund ist ihm unentbehrlich. Morgens erhebt er sich nicht all-

zufrüh, doch immer noch bald genug, um bis 8 Uhr in's Collegium zu kommen. Um 11 Uhr geht es zur Tobiesin zu einem Schoppen Bier und schweinenen Brätchen. Um 12 Uhr geht's zum Mittagessen. Es ist zwar nicht flott, aber auch nicht theuer, mehr als 16 kr. dafür auszugeben, erschiene als ein unverzeihlicher Luxus. Nachmittags geht's auf's Museum, oder auf's Ballhaus. Man trinkt Bier oder Kaffee und liest die Zeitungen. Andere spielen Billard, wieder Andere fangen auch ein Bierspiel an, das bis Abends spät dauert; denn die Nachmittags-Collegien werden meistens geschwänzt, d. h. nicht besucht. Wer kein Bierspiel macht, lungert auf der Straße herum, oder übt sich auf dem Fechtboden ein; denn der größte Stolz für einen flotten Burschen ist, ein guter Schläger zu seyn. Abends geht man auf seine Kneipe, raucht Tabak, daß man vor Qualm einander kaum sieht, und trinkt sich gegenseitig halbe oder ganze Schoppen vor. Des Bierstoff's wird überhaupt sehr viel consumirt, denn der Wein ist zu theuer und nicht burschikos. Man kann in Wein nicht so lange kneipen, als in Bier. Ein flotter Bursche kommt, im Durchschnitt gerechnet, auf 10 — 15 Schoppen von lezterem. Ein ächter Bruder Studio besucht selten Privathäuser, um da Besuche abzustatten. Er hat keine Zeit dazu und keine Kleidung. Denn seine ganze Equipage besteht aus einem Rock und höchstens zwei Paar Hosen. Eine Weste wird selten getragen, sogar Winters nicht. Um so unentbehrlicher ist eine Cerevis-Mütze und ein Schlafrock, in welch' lezterem sogar nicht selten, besonders Abends, ausgegangen wird, weil's bequemer ist, im Schlafrocke da zu sitzen, als im Rocke, in Hemdärmeln thut sich's auch. Am stolzesten ist er auf ein schönes Pfeifensystem und auf eine Schmarre im Gesicht; die in schön-

ster Ordnung aufgehängten Pfeifen, deren Zahl sich öfters auf ein oder mehrere Duzend beläuft, dienen seinem Zimmer statt der Portraits. Die Narbe ist ein Beweis, daß er sich schon geschlagen hat, und duellirt muß sich ein Bursche haben, sonst hat man keinen Respect vor ihm. Es gibt viele, die vierzig und mehreremal auf der Mensur standen, wie sie es nannten, und doch nicht genug hatten. Die größten Festifitäten für einen Studenten sind: eine Burschenleiche und ein Ausritt. Die Ausritte wiederholen sich alle halb Jahre; sie geschehen denen zu Ehren, welche in diesem Semester die Universität verlassen. Man reitet und fährt zwei- und vierspännig entweder nach Nürtingen, oder nach Hechingen, oder nach Calw, oder nach Urach. Auf dem Rücksitze des Wagens, in welchem der Ausgerittenwerdende sich befindet, sitzen zwei Chapeaux d'honneur, Füchse mit ungeheuren gelben Perrücken, Chapeau-bas-Hüte von schwarzgefärbtem Pappendeckel, alten Fräcken mit breiten Schößen und rothen Strümpfen. Die Reiter tragen Fräcke oder polnische Röcke und immer weiße Lederhosen und Kanonenstiefel; vor der Stadt draußen werden nicht selten breite Reitersäbel umgeschnallt. Das ganze Fest endet sich mit Händeln und Betrunkenheit. Ein Chargirter dabei zu seyn, ist die größte Ehre. Die Burschenleichen sind noch pomphafter als die Soldatenleichen, sie werden aber blos einem solchen zu Theil, der sich als Student und nicht als Nachtstuhl gerührt hatte. Die Leiche wird von vier schwarzen Rossen gezogen; auf der Bahre kreuzen sich zwei Schläger; die Kränze kommen von schöner Hand; Convictler und Stadt-Musikanten ziehen voraus, einen Trauermarsch blasend; 12 Chargirte, ganz schwarz gekleidet, in Fräcken, kurzen Hosen, seidenen Strümpfen und Schuhen, die sie aus dem Convict entlehnt hatten; der

Flor ist nirgends gespart, weder an Menschen noch an Pferden; Allen voran schreitet der Pedell, am Grabe halten Geistliche und Studenten Reden; nachher wird das Lied gesungen: Ist einer unsrer Brüder nun verschieden; heimwärts geht's im Schnellschritte mit Walzermusik.

Der Tübinger Student besucht selten eine andere Universität, höchstens Heidelberg. Sein Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, einmal das Examen mitmachen zu können. Darum präparirt er sich auch darauf oft eben so lange, als er studirt hatte. Als Student hatte er keine Zeit zum Arbeiten. Einmal durch's Examen zu fallen, ist keine Schande, mit Zweimalen geht's noch, das Drittemal muß man durchkommen.

Ein flotter Student braucht jährlich 600 bis 700 fl. Sommers ist er alle Sonntage in Niedernau, Winters fährt er oft Abends nach Rottenburg; denn er liebt den Katholicismus an dem weiblichen Geschlechte. Im Carcer ist er wenigstens einigemal gewesen. Am meisten Ehre thut er dir an, wenn er dir Schmollis d. h. Dutzbruderschaft anträgt. Eine Beleidigung ist es ihm, wenn du bei der Anrede seinem Namen ein „Herr“ voranschickst.

41.

Der Gerichtsbeisitzer.

Der Gerichtsbeisitzer ist ein Stadtrath, und hat von der Stunde, in der er zu thun hat, 6 kr.

Der Gerichtsbeisitzer ist als solcher nie allein, sondern da ist allerdings zuerst er, dann der Oberamtsrichter, dann sein Amtsbruder, der Stadtrath und Gerichtsbeisitzer so und so, dann der Amtsdiener, wenn man ihn ruft. Der Gerichtsbeisitzer heißt auch Scabine, und ist ein Ueberbleibsel der alten öffentlichen Gerichte der Deutschen. Er soll die Geschwornen-Gerichte der Franzosen und Engländer überflüssig machen. Wenn also der Oberamtsrichter einen Verbrecher zu verhören hat, so müssen zwei Gerichtsbeisitzer dabei seyn. Der Oberamtsrichter sitzt an einem langen grünen Tische oben an, auf beiden Seiten neben ihm die zwei Scabinen, unten gegen die Thüre zu steht der Inquisit. Der Oberamtsrichter stellt nun seine Fragen, sehr scharfsinnige Fragen, die er sich vorher ausgedacht hat, die Gerichtsbeisitzer müssen dagegen obacht geben, ob Alles den gehörigen Gang geht; absonderlich ob keine Fragen vorkommen, die schon einmal beantwortet waren, und nur deswegen gestellt werden könnten, um den Angeklagten hinterlistig in Verwirrung zu bringen. Der Gerichtsbeisitzer gibt auch obacht, aber auf seine Weise, nämlich er denkt an andere Sachen, oder an gar nichts — eine seltene Kunst, worin er es nicht selten sehr weit gebracht hat, manchmal schläft er auch, und hierin hat er durch viele Uebung eine besondere Fertigkeit erlangt. Er schläft sitzend, ohne zu schnarchen und

ohne den Kopf zu senken. Das würde störend einwirken und man könnte es merken. Zuweilen schläft er auch mit offenen Augen, was ausser ihm nur noch die Kohlhasen können. Der Oberamtsrichter aber verhandelt fort, als ob Alles in Ordnung wäre. Endlich ist das Verhör geschlossen. Der Oberamtsrichter unterschreibt, der Gerichtsbeisitzer unterschreibt und der Inquisit unterschreibt; zufrieden geht man nach Hause zum Mittagessen, denn die Sitzungen sind meistens des Vormittags.

Der Gerichtsbeisitzer ist ein verschwiegener Mann. Er sagt durchaus nichts von dem, was in den Sitzungen vorgegangen ist. Er darf auch nichts sagen, das liegt in seinem Amte und in der Handtreue, die er darauf abgelegt, er weiß daher immer mehr als andere Menschen, und seine Miene ist immer bedeutend wichtiger, wenn er vom Oberamtsgericht kommt, als sonst gewöhnlich. Nie ist sie aber ernster und strenger, als wenn das Verhör einen Politischen d. h. einen Majestäts-Verbrecher betraf. Der Gerichtsbeisitzer aber ist still, troz dem, daß er alles dieses weiß. Frage ihn so oft du willst, er sagt dir kein Wort. Aber laß ihn gehen, sei mit ihm in Gesellschaft, bringe ihn bei einem Schoppen auf die Geschichte, brich dann schnell ab, als ob du nichts davon wissen wolltest, bringe ihn wieder darauf und brich dann noch einmal ab, gib acht, dann gibt er weich. Sollte er dich glauben lassen, die Sache sei so unwichtig, daß man nicht einmal neugierig wäre? weit gefehlt, lieber erzählt er dir Alles, oder wenigstens so viel, als er selbst weiß, und aus diesem kannst du dann das Ganze errathen.

Nur eines ist dem Gerichtsbeisitzer drückend. Nicht etwa das, daß er wenig oder nichts von den Gesetzen versteht und daher auch nicht tauglich ist, seinem Amte gehörig nachzukommen, aber das, daß die Sitzungen oft

bis über 11, oder gar bis über 12 Uhr dauern. Ach Gott! die Suppe wird kalt, und was wird seine Frau dazu sagen? Auch sollte er diesen Mittag auf das Feld. Doch 6 Stunden Gerichtssitzung bringen 36 kr. ein und das ist auch etwas.

Der Gerichtsbeisitzer ist außer dem, daß er Stadtrath ist, auch noch Waisenrichter, Kirchenconventsmitglied, Mitjasager beim Stiftungsrath und Feuer- oder Bauschauer.

42.

Der Schreiber.

Wie doch Alles herunter kommen kann! Was war der Schreiber früher, und was ist er jezt!

Früher war er derjenige, aus dem man einen Stadtschreiber und einen Oberamtmann machen konnte. Alle Aemter, welche Polizei, Verwaltung, Rechnungswesen, Geldeinziehen u. s. w. betrafen, sie alle waren von ihm und seines Gleichen besetzt. Mancher brachte es sogar bis zum Minister. Jezt ist er nur Gehülfe: Gehülfe bei einem Verwaltungs = Actuar, Gehülfe bei einem Schultheißen, Gehülfe bei einem Notar, Gehülfe bei einem Kameral-Amte, Gehülfe bei einem Oberamte, Gehülfe bei einem Ober = Amtsgerichte. Wirklicher Zeit muß alles studirt haben, wissenschaftliche Bildung genossen haben, Universitäten besucht haben. Das macht den Mann. Der bekommt eine Stelle, und wenn er auch keine praktischen Kenntnisse hätte, weil er nie in einer Schreibstube war.

Mit der Schreiberei ist es rein aus. Ein Schreiber wird in seinem Leben nichts mehr. Und warum? Erstens, weil er nichts werden kann, zweitens, weil er nichts werden will, und drittens, weil er überhaupt nichts wird. Wo hat es ein Schreiber in gegenwärtiger Zeit weiter gebracht, als höchstens zum Amts = Notar, Verwaltungs-Aktuar oder Dorf = Schultheiß? Stadtschultheißen = Aemter stehen schon zu hoch; denn auf diese machen prozeßlose Advokaten und 40jährige Oberamts = Aktuare Jagd. Wie könnte es aber auch ein reiner Schreiber weiter bringen? Kann er denn jezt noch in einer Schreibstube etwas lernen?

Die Aemter sind alle getrennt. Wer bei einem Kameralamte incipirt hat, kann bei keinem Oberamte eintreten, und wen ein Verwaltungsactuar einschulte, der kann kein Oberamtsgerichtsgehülfe werden. Oder sollte er vielleicht, wenn er drei Jahre lang bei einem Stadtschultheißen gelernt hat, noch andere drei Jahre als Volontair bei einem Amtsnotar den Abschreiber machen? Wollte er einen Begriff von Allem, was ein Schreiber wissen sollte, in seinen Kopf hinein bekommen, so müßte er wenigstens viermal so lang lernen, als er es wirklich thut. Das will der Schreiber nicht. Denn der Schreibersgehülfe hat Bewußtseyn und Ehrgefühl, und mancher, wenn er nur ein Jahr lang Abschreiber war, glaubt schon Alles zu wissen, wenigstens mehr, als der, dessen Manuscript er abgeschrieben. Als Incipient ist der Schreiber, was der Seminarist in den niedern Klöstern, oder der Gymnasiast in Stuttgart oder Heilbronn, ein angehender Renommist, einer, der zu rauchen anfängt und alle Woche einmal in's Wirthshaus zu gehen wagt. Als Schreibereigehülfe ist er das leibhafte Conterfey zu einem wahren Studiosus. Er trägt Sporen an den Stiefeln, etwelche Haare an der Oberlippe, die er Schnurrwichs nennt, und eine Reitpeitsche in der Hand. Besitzt er nun vollends einen Hund, und hat ordentlich trinken gelernt und kann einige feine Commercelieder singen, so fehlt ihm durchaus nichts zu einem Manne von Bildung, wie er meint. Und doch hat er es mit all' dem nicht einmal zum Studenten gebracht. Denn es fehlt ihm etwas, was den Bruder Studio auszeichnet, und an dem man diesen erkennt in der schlechtesten wie in der nobelsten Gesellschaft, es fehlt ihm — der **Pli** eines Studenten. Student'sche Derbheit wird bei ihm zur Rohheit, student'scher Leichtsinn wird bei ihm Liederlichkeit. Er hat nichts gelernt und will

nichts lernen. Weil sein Geist keine Resourcen hat, so fehlt ihm der Humor, der auch den liederlichsten Studenten in Gesellschaft noch angenehm macht. Das letzte Asyl eines liederlichen Schreibers, wenn er nicht als solcher absterben will, ist: Soldat und Fourier zu werden.

Da war der frühere Schreiber ein anderer Kamerad. Wenn er daher trabte, der Herr Substitut, auf seinem Braunen, wenn er mit den Sporen klirrend und mit dem Säbel, den er nie vergaß, rasselnd die Stiege des Wirthshauses hinanstieg, was machten da die Bauern für Augen und schnitten Kratzfüße, und der Herr Schultheiß, in Begleitung des ganzen Gemeinderaths, kam ehrfurchtsvoll mit der Mütze in der Hand und bekomplimentirte den hohen Herrn. Denn vor dem geringsten Schreiber hatte man damals mehr Respect, als jezt vor einem Geheimen-Rathe. Ueber einen Stadtschreiber gieng gar nichts. Denn damals hatte der Schreiber noch Gewalt und Geld; aber arbeiten mußte er, und etwas gelernt haben mußte er, um sein Geld zu verdienen. Was er jedoch wußte, das hatte er auf der Stadtschreiberei gelernt. Es war eine gute Schule, diese Stadtschreiberei. Man lernte damals so viel darauf, als jezt ein Verwaltungs-Actuar, Amts-Notar, Pfand-Commissär, Steuer-Commissär u. s. w. zusammen wissen. Dort lernte man auch sitzen, sechs Stunden hinter einander hinsitzen und immer fortarbeiten. Dann aber, wenn die sechs Stunden vorüber waren, dann lebte der Schreiber in dulce jubilo und das Geld mußte wieder hinaus, das mit flüchtiger Hand des Vormittags verdient war. Von Bildung wußte er freilich wenig, eigentlich gar nichts. Denn er las nichts, was nicht zu seinem Fach gehörte, höchstens Romane. In Gesellschaft betrug er sich höchst ungeschliffen; denn er besaß viel von Hochmuth, Anmaßung und Grobheit. Ausser

seinen Schreiberei-Kenntnissen, die er für das Höchste hielt, das es in der Welt gebe, baute er ganze Schlösser auf seinen Verstand, der angeborne Mutterwitz stand sogar so hoch in seiner Meinung, daß er die Behauptung: die Erde sei rund und drehe sich, geradezu für Unsinn erklärte.

Der alte Schreiber ist nicht mehr, der neue ist gar nichts. Mit dem alten Schreiber hörte viel Unfug auf, und dem Bauern wird nicht mehr willkührlich Geld abgezwackt. Jezt hat man statt einem Schreiber drei, und die Besoldungen dieser Drei betragen gerade so viel, als früher jener Einzelne für sich nahm.

43.

Ein Stuttgarter Buchhändler.

Der Stuttgarter Buchhändler ist ein gemachter Mann, und ein vornehmer Mann. Früher war er es gerade nicht. Er war vielleicht einmal Nachdrucker, oder doch Antiquar, d. h. er stahl den Verlegern und Schrifstellern ihre Werke und gab sie für sich heraus, oder er kaufte alte benüzte oder auch nicht benüzte Bücher von Studenten und Gymasiasten und verkaufte sie wieder mit einem Agio von 200 Procent. Vielleicht ist er auch Kaufmann gewesen, oder war er ein Ausländer, der anderswo die Buchhändlerkunst erlernt hatte und nun den guten Schwaben die Ehre anthun wollte, sie hier an den Mann zu bringen. Immer war er ein Mann, der sich etwas Geld erworben hatte. Da sah er nun, daß Andere als Buchhändler gute Geschäfte machten, also wollte er auch gute Geschäfte machen, und ward auch Buchhändler. Anfangs blos ein sehr bescheidener Buchhändler, nur ein Sortimentshändler und Leihbibliothek = Inhaber. Es war ihm genug, von Werken, mit denen andere Leute ihr Glück risquirten, ein Drittheil des Erlöses zu beziehen und er schämte sich nicht, für Jedermann in seinem Laden dienstfertig zu seyn, und ein Buch tagweise für 1 Kreuzer auszuleihen. Viele Kreuzer machen auch einen Gulden. So kam er endlich zu etwas Geld; nun beschloß er, Verlagshändler zu werden, wiederum Anfangs ein bescheidener und stiller Verlagshändler. Er wagte es zuerst nur mit der Uebersetzung eines französischen oder englischen Romans. Das Honorar war gering; alte Studenten, die für's Geld

schreiben, und Lieutenants, Hauptleute und sogar Obersten, die zu ihrer Gage sich noch ein kleines Taschengeld verdienen wollten, übersetzten ihm 3 Bände um einen Spottpreiß, was lag ihm daran, wie es übersetzt war, wenn's nur gieng! In der Anzeige hieß es doch: übersetzt von dem durch seinen fließenden Styl und als Kenner der französischen Sprache längst bekannten **. Der erste Verlags-Artikel hatte bald einen andern zur Folge. Größere Werke, vielleicht gar die gesammelten Schriften dieses oder jenes berühmten ausländischen Schriftstellers wurden übersetzt. Die Sache machte Glück. Immer neue Spekulationen reihten sich an. Der Buchhändler wurde bekannt. Die Schriftsteller regten sich. Eine Menge Manuscripte wurde eingesandt und noch mehr Anträge gemacht. Der Vielerfahrene wagt sich nun an Herausgabe von Original-Werken, und der Uebersetzungen wird nicht mehr gedacht. Solche Lappalien überläßt man den jungen Anfängern. Der Detailhandel, d. h. der Sortimentshandel, wird zwar noch nicht sogleich aufgegeben, aber doch bald an einen Dritten verkauft; denn unser Buchhändler ist nun nichts mehr als Verleger. Er hat sein Glück durch dieses oder jenes Werk gemacht, viele berühmte Schriftsteller, die ihm ihre Manuscripte anbieten, auf seiner Seite, und ist überhaupt nun ein sehr vornehmer Mann geworden.

Der Buchhändler ist stets erschrecklich beschäftigt, vor lauter vielerlei Denken weiß er oft gar nicht, wo ihm der Kopf steht. Er sagt es selbst, und man darf ihm glauben. Den ganzen Tag ist er auf seinem Bureau, oder in der Druckerei, oder mit gelehrten Besuchen in seinem Zimmer auf und abgehend. Er muß alles selbst übersehen, alles selbst visitiren, und wenn er nur auf einen Augenblick sich entfernt, so steht die ganze Maschine still — nach seiner Meinung. Wenn er einmal ausgeht, so thut er es

nur seiner Geschäfte halber; aber auch da ist er in seinen Gedanken stets beschäftigt. Man sieht's ihm an, daß er nachdenkt. Er hängt den Kopf zur Erde, zieht die Augenbrauen zusammen, entwickelt einige Falten im Gesicht und verzieht den Mund, als ob er ein sechssylbiges Räthsel auflösen müßte. Die Kleidung ist elegant, stets neumodisch, aber auch immer etwas nachlässig; denn ein Buchhändler muß geistreich seyn, da er blos geistreiche Schriften verlegt; Nachlässigkeit aber gibt einen geistreichen Anstrich. Am interessantesten ist er, wenn er einen Schriftsteller bei sich empfängt. Ist es ein gewöhnlicher Schriftsteller, oder vielmehr ein ungewöhnlicher, d. h. ein solcher, der in der literarischen Welt noch gänzlich unbekannt ist, so behandelt er ihn sehr kurz, spricht meistens „nein" und bestellt ihn auf ein andermal, weil er jezt keine Zeit habe. Macht ihm dieser einen Antrag wegen eines neuen Verlagswerkes, so hat er stets dieselbe Entgegnung: seine Pressen sind schon gänzlich beschäftigt, er hat schon zu viel für dieses Jahr übernommen, um etwas Neues beginnen zu können. Eine Stunde darauf kommt ein anderer Schriftsteller. Es ist einer, der mit ihm in Verbindung steht, von dem er schon Werke verlegt hat. Den behandelt er nicht so, wie den ersten, nichts weniger als herablassend oder hochmüthig, vielmehr spricht er mit ihm als bon Ami oder als bon Camarade, denn sie stehen gut mit einander. Ist das Werk gut gegangen, so ist der Buchhändler sehr freundlich. Man sieht's ihm an, daß er noch mehr solche Manuscripte haben möchte. Ist das Werk nicht gut gegangen, so läßt der Verleger den Verfasser fühlen, daß er es ist, der ihm Geld gibt. Wenn sie sich von einander trennen, so geben sie sich immer die Hand zum Abschied. Nun kommt ein berühmter Schriftsteller. Er kommt nicht, um ein Werk anzutragen, denn

ein berühmter Schriftsteller trägt kein Werk an, sondern gibt höchstens Manuscripte her, wenn er sehr darum gebeten ist. Er kommt nur zu dem Buchhändler, um nach einem gewissen Verlags-Artikel zu fragen. Ei, wie wird da der Buchhändler geschmeidig und höflich! wie geht er dem fremden Herrn entgegen! wie verzieht sich sein Mund zum Lächeln und seine Miene zum Freundlichseyn! wie artig begleitet er ihn und bittet sich das Vergnügen noch einmal aus! der Mann hat einen berühmten Namen, und wenn man von dem ein Manuscript bekommen könnte, so würde man einen schönen Profit machen.

Der Buchhändler hat seine eigenen Leute, die ihm die eingehenden Manuscripte durchlesen. Sie müssen ihm ihr Urtheil sagen, damit er weiß, ob er das Werk in Verlag nehmen soll, oder nicht. Das ist für Theologie ein Prälat oder Consistorialrath, für Jurisprudenz ein Obertribunalrath, und für Medicin ein Medicinalrath. In Sachen der schönen Literatur entscheidet ein bekannter Kritiker. Solche Empfehlungen helfen sehr viel, der Buchhändler sagt aber nie, daß ihm von dieser oder jener Seite etwas über dieses Buch gesagt worden sey. Nein, er hat's selbst gelesen und sein Urtheil darüber ist ganz selbstständig. Warum sollte auch ein Buchhändler kein richtiges Urtheil haben, da er so viel zu beurtheilen hat! Weist er jedoch das Manuscript zurück, so darf man sicher seyn, daß er sich auf eine Autorität beruft, auch wenn er das Werk Niemanden hätte lesen lassen; denn er selbst will Niemanden vor den Kopf stoßen.

Der Buchhändler wohnt sehr schön. Früher als Leihbibliothekar und Antiquar wohnte er neben draußen in einer schlechten Miethwohnung. Als Verleger hat er ein eigenes Haus oder wenigstens eine Wohnung in einer der schönsten Lagen. Seine Apartements sind sehr nobel ein-

gerichtet. Er hat seinen besondern Arbeitstisch auf dem Bureau, wenn du aber zu ihm kommst, so führt er dich auf sein Arbeits-Zimmer. Der Boden ist mit einem Teppich belegt, der Armoir, an dem er schreibt oder auch nicht schreibt, hat ihn sehr viel Geld gekostet, die in wohlgeordneter Unordnung darauf liegenden Briefe liefern einen Beweis von seiner großen Correspondenz; nebenan steht ein Glaskasten, wo verschiedene Werke aufgestellt stehen und eine ganze Reihe davon schön eingebunden in Halbfranz mit einem goldenen Titel. Die zeigt er dem Fremden mit besonderem Stolze, denn das sind seine Verlagswerke. Warum sollte er auch nicht stolz seyn, da sie ihm mehr Nutzen gebracht, als vielleicht dem Verfasser.

Der Buchhändler ist ein sehr geachteter Mann unter seinen Mitbürgern und hat nicht selten in städtischen Angelegenheiten auch ein Wort mitzusprechen. Zu allen gelehrten oder geselligen Vereinen gehört er ohnehin. Eines seiner höchsten Ziele ist: Ausschußmitglied auf dem Museum zu werden. Er spricht immer davon, sich von seinen Geschäften zurückzuziehen; denn er will, daß man ihn beklage, weil er sich gar keine Ruhe gönne, aber vom Zurückziehen ist keine Rede. Wie könnte er nur Zeit dazu finden? Und soll er denn einem Andern es vergönnen, an einem neuen Verlags-Werke reich zu werden, da er dieses doch selbst übernehmen kann?

Der Buchhändler bleibt sich gleich bis an sein seliges Ende.

44.

Der Aelpler.

Der Aelpler ist nichts anderes, als der Bewohner der Würtembergischen Alp und so rauh als diese. Er ist sehr arm, aber noch mehr genügsam. Er ist sehr unwissend, aber noch mehr gutmüthig. Sein größter Genuß ist eine warme Stube; diese liebt er so heiß, daß kaum ein Schwarzwälder es darinnen aushalten könnte.

Der Aelpler lebt sehr sparsam. Seine Hauptnahrung besteht in Habermuß, Kartoffeln und Knödeln. Knödel liebt er über Alles und überhaupt Mehlspeisen. Wasser trinkt er sehr viel, Wein gar keinen. Letzteres hauptsächlich deßwegen, weil er keinen hat und nicht so viel Geld besitzt, um sich welchen zu kaufen. Das Wasser gibt bisweilen Anlaß zu großen Streitigkeiten; denn es ist oft gar selten, muß manchmal weit herbeigeführt werden, und wird als Waare behandelt. Jede Hausmutter bekommt täglich ihre bestimmte Portion, die Frau Schultheißin und die Frau Pfarrerin ausnahmsweise und als Ehrentrunk wohl auch zwei Rationen.

Der Aelpler ist sehr thätig, er baut Flachs und seine Frau spinnt ihn. Hafer gedeiht auch, für den Dinkel aber ist's zu rauh. Die Haupt-Erwerbsquelle ist aber das liebe Vieh. Jeder Aelpler ist in seiner Jugend Viehhirt gewesen, und das Viehhüten hat ihm immer mehr Freude gemacht, als das Schulgehen. Ist es denn nicht viel angenehmer an einem Rain zu lagern und die Kühe und Ochsen und Kälber blähen zu hören, oder mit Stuten und Fohlen in die Wette zu springen, als von dem Herrn

Schulmeister sich Schläge geben zu lassen und langweilige Buchstaben hinzumalen? Der junge Bursch bleibt Viehhirt oft bis in sein 20stes Jahr, ist außerordentlich geduldig und bringt ganze Stunden damit zu, daß er gar nichts denkt. Oft treiben aber die Buben ihre Heerden zusammen und dann verfallen sie auf allerhand tolle Streiche, besonders lieben sie es, auf den ihnen anvertrauten Fohlen so herumzujagen, daß es ein Wunder ist, wie sie nicht alle Tage ein paarmal Hals und Bein zu brechen genöthigt sind. Bei den Fohlen war's schon der Fall; aber dann weiß der kleine Schurke immer eine Entschuldigung. Eine Hauptfreude für ihn ist mit der Peitsche zu knallen und sich auf freiem Felde ein Feuer anzumachen.

Der Aelpler ist durchaus kein Bewunderer der schönen Natur, obgleich die Alp mit ihren Thälern die schönste Gegend Würtembergs ist. Die vielen Ritterburgen, die rings herum auf den Bergspitzen oben bald ganz erhalten, bald in Trümmer zerfallen, an vergangene Zeiten erinnern, sieht er wohl alle Tage, aber er weiß durchaus nichts von ihrer Geschichte. Ueberhaupt hat er gar keinen Sinn für das Romantische, und eine der herumweidenden Schaf-Heerden wäre ihm lieber, als tausend alterthümliche Gebäude.

Der Aelpler ist sehr ausdauernd und kann das Bergsteigen gut ertragen.

45.

Der Amtsdiener.

Der Amtsdiener ist entweder Oberamtsgerichtsdiener, oder Oberamtsdiener, oder Kameralamtsdiener. Der Oberförster hält keinen Amtsdiener, sondern schlägt die Besoldung, die er für diesen zu erheben hat, zu dem Lohn, den er seinem Bedienten oder Kutscher gibt.

Der Oberamts- und Oberamtsgerichtsdiener ist eine sehr wichtige Person. Seine Laufbahn ist vom 20sten Jahre an immer dieselbe. Er wurde Soldat, dann Obermann oder Feldwebel, dann Thürsteher beim Ständehause, dann Amtsdiener. Er ist verheirathet und läßt seine Kinder immer etwas lernen. Der Bube muß studiren, die lateinische Schule kostet ja nichts, weil er schon in der Stadt wohnt; seine Mädchen sind in allen weiblichen Arbeiten geschickt. Sollte der Vater Amtsdiener solche Vortheile ausser Acht lassen, da er so viel mit gebildeten Leuten umgeht?

Dem Oberamts- und Oberamtsgerichtsdiener ist Vieles im Amte überlassen. Er bringt alle Briefe von der Post und alle Briefe auf die Post. Darum weiß er auch, mit wem das Amt zu thun hat, und thut mit diesem Wissen nicht wenig geheimnißvoll. Er muß die verschiedenen Angeklagten vorladen, wenn sie im nämlichen Städtchen sind. Er muß die Gefangenen einsperren und loslassen. Ja, ihm ist es sogar vorbehalten, die Spitzbuben zu prügeln, wenn der Oberamtsrichter vom Gerichtshofe die Befugniß dazu erhalten hat. Am interessantesten ist der Amtsdiener im Angeklagten- oder Parthieen-Zimmer. Kläger und

Angeklagte sind alle seine Clienten. Seine Miene ist ernst und feierlich. Er spricht kein Wort. Alle Anwesenden wenden sich zuerst an ihn, um durch seine Verwendung zu dem Oberamtsrichter zu gelangen; allein der Amtsdiener ist unbestechlich und weder freundliche Worte noch Geld können etwas helfen. Er und der Oberamtsrichter müssen gerecht richten, ist seine Antwort.

Der Amtsdiener trägt meistens einen grauen Rock mit gelben oder schwarzen Knöpfen, und sucht seinem Herrn und Meister so viel als möglich Alles nachzumachen, besonders Gang und Achselzucken. Am leichtesten ist er daran zu erkennen, daß er nie sagt: der Oberamtsrichter oder Oberamtmann hat beschlossen u. s. w., sondern er sagt: ich und der Oberamtmann haben beschlossen, und wenn der Oberamtsrichter Einen prügeln läßt, so heißt's immer: wir haben ihn prügeln lassen.

Auf den Kameralamtsdiener sieht er mit großer Verachtung herab. Dieser ist auch selten Soldat gewesen und war sogar sehr oft ein bloser Schneider. Wer möchte sich auch zu dem hergeben, was dieser thun muß. Der muß pressen. Was das ist, weiß jeder Bauer sehr gut, denn jeder ist auch einmal an Steuern oder sonstigen Abgaben etwas schuldig geblieben und der Kameralverwalter hat ihm einen Termin gesetzt, an dem er bezahlen sollte, aber er konnte nicht und der Presser wurde ihm auf den Hals gejagt, und der lag ihm in's Haus so lange, bis er bezahlte und er mußte ihn verköstigen und ihm überdieß noch einen Gulden Lohn geben. Der Oberamts- oder Oberamtsgerichtsdiener würde sich zu so etwas nicht hergeben; der Kameralamtsdiener aber thut's, weil's Geld einträgt.

Der Kameralamtsdiener ist auf den Dörfern sehr ge-

fürchtet; denn man weiß immer, in welcher Absicht er kommt. Manchmal passirt es ihm auch, daß er von den Bauernburschen, wenn er Abends oder in der Nacht nach Hause geht, zum Lohn für sein Pressen tüchtig durchgewalkt wird.

46.

Ein Stuttgarter alter Junggeselle.

Die Schwaben sind alle dafür bekannt, daß sie gerne heirathen, auf Dörfern und in kleinen Städten gibt's selten oder nie Hagestolze. In Stuttgart aber sind sie nicht rar.

Ein alter Junggeselle wird man im 36ten Jahre, ein sehr böses Jahr für ledige Männer.

Der alte Junggeselle ist gewöhnlich sehr gut gekleidet, damit wenigstens Etwas an ihm nicht alt ist; sein Rock ist sehr eng, damit er ein bischen schlank aussieht; sein Gesicht etwas faltig, aber sonst blühend, weil er sich nichts abgehen läßt.

Ein alter Junggeselle ist wider seinen Willen ledig, er weiß aber viele Gründe anzuführen, warum er nicht heirathete. Das einemal war sie ihm zu arm, das anderemal zu schnippisch, das drittemal zu einfältig, das viertemal zu häßlich, das fünftemal zu alt u. s. w.; immer war es aber er, der die Parthie aufgab. Wir glauben ihm auch, daß er manche Parthie hätte machen können. Ja, könnte er sie nicht noch jezt machen? Könnte er nicht noch jezt alle Tage und alle Stunden ankommen? Würden nicht noch jezt, wenn er seine zehen Finger ausstreckte, an jeden derselben sich zehen der reichsten, schönsten und jüngsten Mädchen hängen, wenn er nur die Barmherzigkeit hätte, sie zu fassen, und würden nicht alle 99 vor Aerger bersten, so wie er die 100ste sich zur Frau erkiest hätte? Aber das will er nicht, so Menschenleben auf's Spiel setzend ist er nicht; darum streckt er seine

zehen Finger nicht aus, sondern macht lieber einen anonymen Antrag im schwäbischen Merkur, oder gibt einem guten Freunde den Auftrag, ihm für eine Eheliebste zu sorgen, die ihn dann erst nicht nimmt, sobald sie erfährt, von wem die Werbung ausgeht. Es nimmt ihn keine, die jung ist, oder schön ist, oder Geld hat. Unter solchen Umständen kann sie Andere haben. Sie thut aber sehr Unrecht daran, denn er ist der schönste, kräftigste und passendste Mann von der Welt, er steht in seinen besten Jahren, ohne ein junger Laffe zu seyn, er würde eine Frau auf's liebevollste behandeln, und alles dieses ist wahr, wenn man ihn hört.

Ein Hagestolz führt entweder seine eigene Menage, d. h. er hält sich eine Haushälterin. In diesem Falle ist er schon kein rechter Hagestolz mehr, denn die Haushälterin vertritt in mancher Hinsicht die Stelle der Ehegattin. Ein solcher kommt in keinem Falle mehr zum Heirathen, es sey denn, daß er die Haushälterin nehme. Denn die Haushälterin läßt ihn nicht los, sondern hält mit ihm aus in Leid und Freud und wird alt mit ihm und tyrannisirt ihn ärger, als eine den Pantoffel brauchende Frau und er muß sie in's Testament setzen und muß ihr begegnen, wie Se. Hochwürden der katholische Pfarrer seiner Köchin. Meistens jedoch hat der Hagestolz seine Kost im Wirthshaus. Er ist Jahres-Abonnent an der table d'hôte im König von England, oder im Würtembergischen Hof, oder im Adler, oder im Schwanen, oder im Hirsch, oder im Grosfürsten, oder im Museum. Kleinere Gasthöfe wählt er selten, es müßte denn seyn, daß er kein Geld hätte. Der Jahres-Abonnent zahlt nur die Hälfte von dem, was die Fremden zahlen. An der table d'hôte ißt er aus dreierlei Gründen, 1.) des Essens halber, 2.) des Trinkens halber, 3.) der Leute halber. Des Essens halber — ich habe schon

welche gesehen, die gar nichts sprachen über Tisch, nicht rechts, nicht links schaueten, sondern nur immerfort aßen und so viel aßen, daß sie kein Frühstück und kein Abendbrod nöthig hatten, und wenn der Wirth sie auch für anderthalb Mann rechnete, so kam er doch noch in Schaden. Des Trinkens halber — im Wirthshause fällt es nicht auf, wenn man sich nach Tische einen oder zwei Schoppen mehr geben läßt, als Andere trinken, und im Wirthshaus gibt's immer einige, die bei einem sitzen bleiben und ein paar Flaschen Champagner herausrathen oder herauswürfeln. Der Leute halber — in einen Gasthof kommen stets viele Fremde, Reisende aus dem Inlande und Auslande, und man erfährt Neuigkeiten aller Art. Manchmal erscheinen auch Damen an der Tafel. Es sind oft hübsche junge Damen; welches Glück, sie mit dem Glase beschauen zu können, oder sich an ihre Seite vermöge des Gasthofrechts setzen zu dürfen! Wie leicht kann sich da eine Bekanntschaft anknüpfen! wie leicht könnte man da eine Eroberung machen! übrigens ist die gewöhnliche Tisch-Unterhaltung der alten Junggesellen nicht geeignet, von zarten Ohren ohne Erröthen und Augenniederschlagen vernommen zu werden.

Der alte Junggeselle hat viele Eigenheiten, die hauptsächlich in Ungeschliffenheiten bestehen. Es fehlt ihm Jemand, um die Ecken an seinem Character abzuschleifen. Besonders läßt er sich nicht gerne an die Zeit binden und versteht es nicht, häuslich zu seyn. Hat er doch kein eigenes Hauswesen und Hauskreuz! Seine Haupt-Niederlage ist das Wirthshaus. Im Wirthshaus frühstückt er, im Wirthshaus ißt er zu Nacht. Er ist daher im Essen auch etwas verwöhnt und ißt lieber von Fleisch als von Mehl. Auch ist er ein bischen eigensinnig, denn er hat Niemand, der ihm seinen Willen durchkreuzet. Am lieb-

sten geht er in solche Kneipen, wo entweder ein hübsches Kellermädchen, oder eine hübsche Tochter, oder eine hübsche Frau, oder alle drei Hübschheiten zusammen ihm seinen Schoppen bringen. Vor 11 Uhr geht er nie nach Haus. Vor 7 Uhr steht er nie auf, außer Sommers am Sonntag, weil er da an den Cannstadter Sauerbrunnen muß. Im Actiengarten fehlt er am Samstag Abend nie. Er ist sehr verliebter Natur und liebt oft 6 oder 8 zu gleicher Zeit. Noble Liebschaften hat er nie. Im Gegentheil ist es sehr oft der Fall, daß ihn seine Geliebten, außerdem, daß er sie bezahlen muß, noch extra bestehlen. Der gute Mann ist übrigens sehr mißtrauischer Natur, hauptsächlich gegen junge Mädchen, wenn sie hinter seinem Rücken kichern und gegen junge Herren, wenn sie mit jenen Mädchen Blicke wechseln. Eine Hauptliebhaberei von ihm ist ein Abend-Spaziergang, so zwischen Licht und Dunkel, oder wenn's auch schon recht dunkel ist. Er wählt dazu bevölkerte Wege, so wie etwa die Passage vom Markt über die Nesenbachbrücke gegen die Hauptstädterstraße hin. Diesen Weg kann er oft in einem Abende ein Duzendmal zurücklegen, bis er ihm entleidet oder bis ihn Geschäfte abrufen. Seine Wohnung hat er am liebsten parterre, damit er ungenirt ist, oder auch höher, wenn nur ein abgeschlossener Eingang da ist. Ueber ihre Lage ist er nicht sehr delicat, und es ist ihm sogar durchaus nicht unlieb, wenn die Fenster auf einen Brunnen hinausgehen. Die Wassernymphen können ihn in seinen Meditationen nicht stören. An Werktagen sieht man ihn gewiß über den Markt gehen und bei der Messe ist er alle Tage gegenwärtig, besonders in der Nähe von Buden, in denen Putzwaaren verkauft werden. Landpartien liebt er außerordentlich, besonders, wenn junge Mädchen mitgehen. Auch geht

er lieber nach Cannstadt und Münster, als nach Degerloch, denn das Bergsteigen ist ihm beschwerlich.

Er wird gewöhnlich bald alt, und bekommt graue Haare, ehe die Zeit, seiner Meinung nach, da ist. Denn da er die Ordnung überhaupt nicht sehr liebt, so passirt es ihm manchmal auch, ein paar Jahre in seinem Leben gar nicht zu zählen. Eine Glatze auf dem Kopfe ist ihm das unangenehmste, was ihm widerfahren kann. Immer heirathet er in ein paar Wochen, und er stirbt gerade ein paar Tage vor seinem bevorstehenden Verspruch mit einer überaus reizenden und ihn liebenden Person von 18 Jahren, die nun leider mit einem Andern sich begnügen muß. Er hat nur lachende Erben. An seinem Todtenbette stand Niemand, der sich um ihn bekümmert hätte.

Der alte Junggeselle ist meist Honoratior und Staats-Diener. Da er in keiner Familie eingeführt ist, so kommt er nie dazu, sein Glück machen zu können. So lange er noch jung war, hatte er zum Heirathen nicht Einkommen genug.

47.

Der Ehninger Krämer.

Der Ehninger Krämer heißt auch Spizen-Krämer und handelt mit allen möglichen Ellenwaaren. Hauptsächlich führt er Halstücher und seidene Bänder. Manchmal läßt er auch Reutlinger Volksbüchlein mitlaufen, und verkauft sie, wie die Calwer ihre Tractätchen.

Der Ehninger Krämer wird Krämer vom 14ten Jahre an. Sobald er die Schule verlassen, bekommt er seine Kiste auf den Rücken, sein Handels-Patent in die Tasche und einen Stock in die Hand. Aus dem Kalender ersieht er, wo die Jahrmärkte gefeiert werden. Und nun geht's fort auf die Handelschaft. In Dörfern und Städten kehrt er ein und es ist immer eine große Freude, wenn er in's Wirthshaus kommt, und in der großen Wirthsstube seine Kiste öffnet und seine Waaren ausbreitet. Welche Herrlichkeiten sind da zu schauen! wie die Mädchen und Bursche gaffen! wie die Frauen ihre Männer stupfen, daß sie ihnen Geld geben, eine Schürze zu kaufen! wie sie sehen und wieder sehen, wie sie handeln und wieder handeln! hätte der Krämer fixe Preise, er würde gar nichts verkaufen; so betrachtet aber Jeder das, was er abhandelt, als Profit. Eine Hauptfreude ist seine Ankunft für die jungen Dirnen von 18 bis 24 Jahren. Muß denn nicht der Marte seiner Gretel einen Brustlaz kaufen oder ein Sammtstück zu einer Haube? Ein Mädchen, das keinen Geliebten hätte, würde sich bei dieser Gelegenheit zu Tode ärgern. Eben so beliebt ist der Krämer bei den alten Männern. Er darf an den Ehrentisch sitzen im Wirthshaus, da wo der Schultheiß und Bürgermeister Platz ge-

nommen. Aber erzählen muß er dafür alles, was er in anderen Städten und Dörfern gesehen, wo er bisher durchgereist, und der Krämer hebt an mit seinen Neuigkeiten, Wahres und Falsches durcheinander und wirft mit Hungersnoth, Pestilenz und Krieg um sich, als ob's nur Preußische Silbergroschen wären, und erzählt von Städten, die er nie gesehen, und von Menschen, die er nie gesprochen, und seine Geschichten werden oft so lang, als der babylonische Thurm hoch war, die Bauern horchen aber aufmerksam und schweigend und rauchen behaglich ihr Pfeifchen dazu, das ihnen aber oft vor allzugroßer Verwunderung ausgeht.

Der Ehninger Krämer bleibt Krämer sein Leben lang. Alles an ihm ist Krämer, sogar sein Weib. Denn die muß auch herumziehen weit und breit durch ganz Schwaben und Baden und Baiern und hat auch eine Kiste auf dem Rücken, die nicht viel leichter ist, als die ihres Mannes, und sie ziehen selten denselben Weg, weil's profitabler ist, an verschiedenen Orten zugleich Handelschaft zu treiben.

Nur einmal im Jahre kehrt der Ehninger Krämer nach Hause zur Zeit des Ehninger Jahrmarktes. Er sieht nicht vielem gleich, dieser Jahrmarkt, denn es sind nur wenige und schlechte Buden da, der eigentliche Markt aber wird in den Wirthshäusern getrieben, wo Reisende aus allen Gegenden zusammenkommen und Geschäfte gemacht werden, mehr und besser, als auf einer Stuttgarter Messe, und der Krämer kauft ein im Großen und verkauft wieder im Detail.

Der Ehninger Krämer und seine Gattin haben stets einen gekrümmten Rücken. Sie kommen immer gut miteinander aus, denn sie sehen sich alle Jahre nur einmal auf dem Ehninger Jahrmarkt.

48.

Der Rekrut.

Der Rekrut ist 20 bis 21 Jahre alt.

Die Zeit seines Rekrutenthums hat zwei Epochen, zuerst das Looszıehen und dann das Einrücken. Alle Jahre zieht der Pfarrer aus dem Tauf- und Seelenregister eine Liste heraus, von denen, die vor 20 Jahren geboren wurden. Der Schultheiß schreibt's dazu, wenn einer von diesen Burschen etwa nicht mehr im Dorfe ansäßig wäre, und schickt die Liste an das Ober-Amt ein. Das Ober-Amt aber schreibt den Tag aus, an dem die 20 jährigen Buben in die Stadt ziehen müssen, um das Loos entscheiden zu lassen, wer Soldat werden muß, oder nicht. Es ist ein schwerer, verhängnißvoller Tag dieser Loosziehungstag. Des Morgens in aller Früh machen sie sich auf den Weg, der Vater oder Pfleger begleitet sie. Die alten Männer gehen zusammen in ihren Sonntagskleidern, ernsten Angesichts und ernste Gespräche pflegend; die jungen Bursche gehen auch zusammen, sie thun so fröhlich, als ob's ihnen lustig um's Herz wäre. Ein Strauß steckt auf dem Dreispitz und jubilirend und singend ziehen sie durch alle Straßen der Dörfer, durch die sie kommen. Sie wollen ihre Angst wegschreien. Hauptsächlich erfüllen sie die Ober-Amtsstadt mit ihrem Lärmen. Es ist ein Tumult kaum zum Aushalten. Alle Wirthshäuser sind voll, in allen Wirthshäusern wird musicirt. Wohl will sich manchmal die Angst, die im Hintergrunde des Herzens thront, leise hervormachen, und das Gesicht zieht sich öfters schon so in die Länge, als ob das fatale Loos sie be-

reits getroffen hätte; aber fort mit der Angst, wer darf sich etwas anmerken lassen! Im allgemeinen Tumult muß am Ende jeder mittumultuiren, wo Alle lachen, kann der Einzelne keine Thräne weinen. Endlich sind die Bursche alle an die Reihe gekommen, alle waren auf dem Rathhause; der dort zog 281, die höchste Nummer. Du Glücklicher! du bist frei. Der dort zog 170. Vielleicht geht's ihn noch an, vielleicht geht's ihn nicht mehr an; denn es fragt sich, ob unter den niederen Nummern viel Untaugliche sind oder nicht. Jener zog 70. Ey warum bist du auch so dumm nnd zogst nicht mehr? doch es schadet nicht's, du bist ja reich, und kannst deine 400 fl. wohl auftreiben, um deinen Ersatzmann zu stellen. Dieser hier zog 2. Es ist ein armer Schlucker und hat eine alte betagte Mutter, die er bisher ernährte. Schon ist einer seiner Brüder Soldat gewesen, aber was thut's, er muß auch daran, und er lacht und schreit und juheit, ob's ihm auch das kindlich gesinnte Herz fast abdrückte. — Nunmehr kommt die Körper-Visitation. Ein Regiments-Arzt ist da und der Ober-Amtsarzt, ein Hauptmann und der Ober-Amtmann. Einzeln wird ein jeder Bursche vorgeführt, so wie ihn Mutter Natur erschaffen. Fünf Schuh, fünf Zoll. Allons, frisch unter das Meß! Kein Fehler? durchaus gesund; wird angenommen. Aber siehe da, hier hat einer einen krummen Zehen; er kann das Marschiren nicht ertragen; fort mit ihm, er gehört zum Bavel. Da ist ein Schreiber, der hat ein kurzes Gesicht. Die Brille her, daß er dadurch lesen kann. Richtig, er kann's. Das Gesicht ist zu schlecht, man kann ihn nicht gebrauchen. Du mit deiner engen Brust, mache, daß du fortkommst, und du mit deinen verlorenen Vorderzähnen, du kannst ja keine Patronen abbeißen. Eine Menge Fehler kommen vor. So mancher aber auch hat sich diese Fehler mit Fleiß angeschafft,

um nur nicht Soldat werden zu müssen. Du da mit deinem verunglückten Zeigfinger, hast du nicht so lange deinen Finger zurückgebunden, bis er halb lahm wurde? Du mit dem kurzen Gesichte, hast du nicht so lang durch scharfe Brillen gesehen, bis du geübt warst, dadurch lesen zu können? Du da mit deiner Uebelhörigkeit hörst du eigentlich nicht ganz gut und stellst dich nur so, und machst ein dumm-einfältiges Gesicht dazu, damit man dir Glauben schenke. Wartet nur, man kommt hinter eure Schliche! — Endlich ist's entschieden. Jeder weiß nun sein Schicksal. Die Parthien sammeln sich Dorfweise, es wird viel getrunken nnd noch mehr gejohlt; gelegentlich auch auf die Partheilichkeit der Officiere und Beamten, die bei der Untersuchung waren, derb losgeschimpft. Endlich geht's nach Hause. Die Väter sind schon längst heimgezogen, mit schwerem oder leichtem Herzen, je nachdem das Loos gefallen. Die Bursche folgen, alle betrunken. Jubilirend ziehen sie ein, wer noch nicht ganz weg ist, der muß sich so stellen, denn Nüchternheit ist an diesem Tage verboten, und das liebende Mädchen empfängt ihren Geliebten lachend oder mit Thränen in den Augen, denn sie weiß schon alles und der Schrecken, daß sie nun vor sechs Jahren, denn so lange muß der Soldat dienen, nicht heirathen könne, ist bei ihr eben so groß, als bei einer andern, deren Bursche es gewonnen, die Freude.

Die Tage von der Aushebung an bis zum Einrücken sind Tage des Müssiggangs; was soll der Rekrut auch arbeiten, da er doch wohl bald der Arbeit auf dem Felde, in der Scheune und im Stalle auf längere Zeit entfremdet werden muß! Da lezt er sich lieber mit seinen guten Freunden und Bekannten, und die, welche frei geworden sind bei der Ziehung und die reicheren unter den Rekruten halten die andern stets frei und bezahlen mit

Freuden die Zeche. Oft auch steht er abseits bei seinem Mädchen und küßt und herzt sie und sucht sie zu trösten, sie aber weiß sich vor Weinen ob der bevorstehenden Trennung kaum zu fassen und ist untröstlich, denn sie trägt vielleicht ein theures Pfand seiner Liebe unter dem Herzen, und wie kann er nun ihre Ehre wieder herstellen vor den Leuten, wenn er auch noch so sehr wollte?

Endlich ist der Einrückungstag da. Morgen oder Uebermorgen muß der Rekrut in seiner Garnison seyn, in Stuttgart, oder in Ulm, oder in Heilbronn, oder in Ludwigsburg, oder in Eßlingen. Nun gilt's Muth und Kraft, denn jezt geht's an den Abschied. Er dauert nicht lange, aber er ist herzlich. Bereits schon seit gestern Morgen geht er bei seinen Verwandten herum, und drückt jedem zum Leztenmale die Hand, wie wenn's in den Krieg gienge und zum Nimmerwiedersehen, und sein Vetter drückt ihm die Hand wieder, und noch etwas hinein, nämlich ein Geldstück zum Wegzehren und zum sich Lustigmachen als Soldat, weil die Löhnung gar zu gering ist. Und die gute Mutter thut auch ihren Sparpfennig auf und die Schwester nicht minder, und der Vater läßt sich nicht schlecht finden, und auch der ärmste Bauernbursche bringt ein kleines Kapitälchen zusammen, das er in der Stadt bei den Bierwirthen gut anzulegen im Sinne hat. Jezt kommt er zur Geliebten. Noch ein Kuß, noch eine Umarmung. „Ich schreibe Dir — ich komme bald wieder." Keine Thräne, Rekrut? Sie mag in Thränen zerfließen, du aber sei männlich. Doch fort jezt, es ist angespannt. Hurrah, wie lustig wird's jezt! Vier Pferde ziehen den Wagen und der Wagen ist voll von Rekruten und solchen, die sie begleiten. Die Rekruten aber sind leicht zu unterscheiden, denn ihren Hut und das linke Knopfloch schmücken ungeheure Sträuße von farbigen Bän-

dern. Musikanten sitzen vorne auf dem Wagen, als gienge es zur Hochzeit, ein Lied wird angestimmt, ein Soldatenlied oder ein Abschiedslied, und die Klarinettebläser mischen ihre Töne grell darein und an jedem Wirthshause hält man an und läßt Wein herauskommen auf den Wagen und es wird mehr verschüttet als getrunken und die Gläser werden in die Luft geworfen, daß sie klirrend zur Erde fallen, und es ist ein Tollen, das alles Nachdenken unterdrückt, und ein Rausch, daß alle Trauer übertäubt wird. Von der Ferne aber stehen die Alten und Jungen und sehen den Helden des Tages zu. Oft geht die Begleitung der andern Bursche nur mehrere Stunden weit, oft bis ganz zur Garnisonsstadt und durch jedes Dorf, durch das man kommt, blasen die Musikanten und die Fahrenden brüllen ihre Lieder und die Pferde müssen springen, so sehr sie können, und das ganze Dorf kommt in Allarm. Endlich ist man angekommen. Der Rekrut ist allein und fühlt sich verlassen. Das Heimweh schleicht sich ein und es kommen Stunden, wo er gerne weinen möchte, wenn ihn nicht das Bierhaus und das Exerciren bald wieder auf andere Gedanken brächten. Manchmal wohl schreibt er nach Haus, so gut er es vermag und bekommt vielleicht auch einen Brief von der Geliebten mit der Aufschrift: „An meinen Schatz in der Residenz.“ Und wenn's nicht gar zu weit ist, so kommt sie vielleicht selbst, oder die Mutter, oder die Schwester und sieht selbst nach, wie's ihm geht, und bringt Etwas zum Imbiß und ein kleines Päckchen mit Geld und freudig theilt er ihnen die Nachricht mit, daß die Urlaubszeit bald beginne, denn von 6 Jahren, die er dienen muß, darf er 5 zu Hause seyn, die Manoeuvres abgerechnet.

Wenn der Rekrut als Soldat in seine Heimath zurückkommt, so ist er ein ganz anderer Mensch geworden, er

geht aufrecht, tritt fest hin, blickt Jedermann frei in's Gesicht, und kommt nicht in Verlegenheit, wenn er mit einem Vornehmen sprechen muß. Die militärische Dressur übte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihn, der nachhaltig ist für sein ganzes Leben.

49.

Eine geborne Stuttgarterin.

Eine geborne Stuttgarterin ist gewöhnlich hübsch gewachsen, mehr üppig als schlank, mittelmäßig groß, hat blonde Haare, blaue Augen, eine kräftige Statur und als besondere Auszeichnung: große Füße. Auch ist es ihr unmöglich, ausserhalb Stuttgart zu wohnen.

Die großen Füße hat sie daher, daß sie sehr gerne geht; denn sie kann unmöglich lange zu Hause sitzen. Wenn sie aber zu Hause sitzt, so sitzt sie am Fenster und strickt oder näht; das Stricken oder Nähen ist aber nicht die Hauptsache, sondern das Hinausschauen auf die Straße, was wohl da passirt und wer vorbei geht. Doch zu lange hält sie's nicht aus, sie muß entweder eine gute Freundin besuchen, oder eine gute Freundin besucht sie. Und nun geht's fort auf den Spaziergang, die Königsstraße hinauf und hinab, die Anlagen entlang, oder bergan die neue Weinsteige. Menschen muß sie sehen, damit sie deren Anzug kritisiren kann; an gewissen Häusern muß sie vorbei gehen, damit sie schaue, ob nicht ein gewisser Jemand freundlich heraus grüße. Am liebsten geht sie Sonntags und Feiertags; da geht sie eigentlich den ganzen Tag. Morgens zu allererst in die Kirche und zwar am liebsten in die katholische Kirche. Da darf man etwas zu spät kommen und kann doch noch hinein. Man kann auch früher wieder heraus, wenn man etwa Lust dazu hat, weil die Thüren nie geschlossen werden. Und kommen nicht überdieß die meisten Herren dorthin, wenn sie auch nur zehen Minuten bleiben? Warum sollte also eine geborne

geborne Stuttgarterin nicht auch hingehen? Man sieht, sie ist nicht stockprotestantisch. Nach der Kirche geht sie spazieren und zwar immer in der Königsstraße. Dieß dauert bis 12 Uhr, d. h. so lange, bis die Wachtparade aufzieht. Ist dagegen schon um 11 Uhr große Parade vor dem Schloß, so darf man darauf zählen, daß sie auch mitparadirt. Nach dem Mittagessen gibt's eine Landparthie. Es geht nach Cannstadt, nach Degerloch, nach Heslach. Zu weit darf sie nicht gehen, denn um 6 oder vielmehr um halb 6 Uhr muß sie doch wieder zu Hause seyn. Käme sie denn sonst noch in's Theater? und am Sonntag muß sie doch wenigstens im Theater seyn, wenn sie es auch Werktags manchmal vernachläßigte. Darum ist auch das Theater Sonntags stets gefüllt, die Oper, die da gegeben wird, mag gut seyn oder schlecht. Im Sommer aber ist's eine ganz andere Sache. Wer wird da in's Theater gehen, wenn draußen die Sonne so hell scheint? Kein Mensch thut's, darum haben auch die Schauspieler Ferien im Juli und August. Man darf also Sonntags auch weiter gehen, als blos nach Cannstadt. Braucht man doch erst um 9 Uhr zu Hause zu seyn! Also eine Wasserparthie nach Münster, nämlich zu Wasser von Cannstadt aus, weil der Nesenbach bis jezt noch nicht schiffbar ist. Oder auf die Solitude, in diese alte verlassene Herrlichkeit, wo man eine Welt unter sich hat. Oder nach Vaihingen, das liebliche Thälchen hinauf, zu einem göttlichen Biere in der Linde. Oder endlich auch nach Echterdingen in den Hirsch mit seinem stets duftenden Sauerkraut. Hohenheim ist auch keine üble Parthie. Man sieht nun wohl ein, warum eine geborne Stuttgarterin von Stuttgart nicht weg kann. Wo fände sie so viele Annehmlichkeiten, als da, wo sie geboren? Sie kann deßwegen auch durchaus nicht fort, partout nicht; es gibt

nur ein Stuttgart. Und wenn auch die beste Parthie käme, auf's Land kann sie nicht, und wenn der schönste Mann von der Welt um sie anhalten würde, in's Ausland könnte sie vollends gar nicht. Lieber einen Schneider in Stuttgart, als einen Oberamtmann auf dem Schwarzwalde. Vor diesem hat sie ohnehin einen Abscheu, wie vor dem lebendigen Teufel, denn sie ist selten aus der Umgegend ihrer Residenz gekommen, darum kennt sie auch gar keine andere Gegenden unseres Vaterlandes; den Schwarzwald aber stellt sie sich vor, als ein Stück von Sibirien, das Oberland als eine Art Siebenbürgen, und das Unterland als ein Anhängsel von Stuttgart. Nur in Stuttgart ist's gut, darum muß sie auch in Stuttgart bleiben. Es ist unnöthig, sie mit Gründen eines Bessern belehren zu wollen, denn es geht ihr wie jenem ehrlichen Burschen, der einmal gefragt wurde, ob er Bohnen essen könne. „Nein", erwiederte er, „ich kann sie nicht ertragen." — Warum nicht? — „Ich habe noch keine versucht." Die Stuttgarterin kann auch ein anderes Clima durchaus nicht ertragen.

Die Stuttgarterin ist sehr belesen, denn es gibt bei uns viele Leihbibliotheken. Sie ist Kunstkennerin, denn sie kommt Sonntag's in's Theater. Sie ist bibelkundig, denn sie hört alle Woche einmal eine Predigt und kritisirt sie. Nur mit der Politik befaßt sie sich nicht sehr viel, denn sie ist sehr zornig darüber, daß ihr der Zutritt in's Ständehaus verschlossen ist. Ein Lieblingsausdruck von ihr ist das Wörtlein „zu". Sie sagt nie: „das Wetter ist sehr schön", sondern immer: „das Wetter ist zu schön." Das „als daß", welches eigentlich darauf folgen sollte, kann sich Jedermann selbst dazu denken.

Eine geborne Stuttgarterin ist sehr lebenslustig, und würde für ihr Leben gern heirathen, wenn nur ein Stuttgarter käme.

50.

Der Präceptor.

Der Präceptor ist eine lebendige lateinische Grammatik mit griechischen Lettern und einem hebräischen Umschlag. Er ist entweder Theolog, oder er war früher Famulus. Die jüngeren Präceptoren sind alle Theologen.

Ein Theologe, der Präceptor wird, hat keine andere Absicht, als zu heirathen. Es liegt ihm eigentlich wenig an seinem Lateinischen und Griechischen; er hat auch keine besondere Vorliebe für den Unterricht; aber er hat eine Braut, die beinahe so alt ist als er, und es gibt keinen langweiligeren Stand, als einen langen Brautstand. Also muß der Herr Vicarius das Präceptorats-Examen machen. Es kann ihm nicht schwer werden, denn er mußte ja von Jugend auf das Lateinische als seine Muttersprache betrachten und das Griechische als deren Schwester. Der theologische Präceptor ist aber nicht der eigentliche Präceptor, denn er sucht sobald als möglich aus seinem Präceptorenstande wieder heraus zu kommen, und Pfarrer zu werden.

Der eigentliche Präceptor ist der gewesene Famulus. Der Famulus ist ein Mittelding zwischen einem Bedienten und Studenten. Er ist früher Provisor gewesen, oder doch wenigstens Zögling des Eßlinger Seminars; aber er will mehr werden, aut Cæsar, aut nihil, also wieder Famulus. Der Famulus ist nirgends anders zu Hause, als im Stifte. Dort bekommt er freie Kost und Logis, auch etwas baar Geld und zum Zugemüse müssen ihn die Herren Repetenten in den alten Sprachen unterrichten.

Dafür hat er nur gar wenige Gegendienste zu leisten. Er muß am Essen auf und ab gehen und sehen, ob alle Seminaristen da sind; er muß unter dem Thore sitzen und aufschreiben, wer aus und ein geht; er muß dem Herrn Ephorus rapportiren und den Stiftlern ihre Noten und Carcer ansagen. Soll's ihm gut gehen auf Erden, so muß er spioniren, und dem Inspectorat das Ausgekundschaftete wieder anvertrauen. Gegen die Seminaristen bezeugt er sich sehr liberal. Sein höchster Wunsch ist, mit einem von ihnen bon Ami zu seyn und mancher läßt sich herab, damit der Famulus ihn nicht angebe, wenn er etwa eine Minute zu spät heimgekommen ist. Ein wahrhafter Famulus hat immer ein mehr oder minder confiscirtes Gesicht. Acht Jahre bleibt er Famulus. Dann wird er als Präceptor examinirt und als Collaborator angestellt. Früher wurde er bald Präceptor, jetzt bringt's selten einer so hoch.

Ein Präceptor ist eine außerordentlich wichtige Person; denn er lebt eigentlich in einer vergangenen Zeit, und soll diese in die Gegenwart übertragen. Das Wichtigste für einen Menschen ist doch das, daß er lateinisch kann! oder wie denn? er hat vielleicht 10 oder 12 Schüler. Der eine ist ein junger Mezgersbube, der andere ein Schneidersöhnlein, der dritte ein 10 jähriger Weingärtners-Jüngling, und sie alle werden wieder Mezger, Schneider und Weingärtner. Gibt es also etwas Wichtigeres für sie, als daß sie lateinisch lernen? Doch einer ist darunter, es ist der Sohn des Herrn Dekan, der soll einst auch wieder ein Dekan oder doch wenigstens Pfarrer werden. Des Herrn Dekan Sohn ist stets Primus, nicht blos deßwegen, weil sein Vater Dekan ist, sondern deßwegen, weil man ihn zum Studiren bestimmt hat. Drei Stunden des Tages lateinisch, 2 griechisch und 1 hebräisch;

dann noch einige lateinische Privatstunden; an Rechnen und deutsche Sprache wird blos alle Schalttage gedacht; französisch kann der Präceptor selbst nicht; — muß ein so unterrichteter Bube nicht ein gelehrter Mann werden? Es gibt aber auch keine höhere Wonne, als wenn der Bursche durch's Land-Examen kommt. Ein Zögling von ihm in's niedere Kloster aufgenommen, ist dem Präceptor gerade so viel, als einem Würtembergischen Beamten der Civil-Verdienst-Orden oder einer Nonne der Heiligenschein.

Eine schlimme Zeit für den Präceptor ist die Schul-Visitation alle zwei Jahre. Der Pädagogarch ist eine gar vornehme Person und wird vom Präceptor höher geachtet, als der General-Superintendent vom Pfarrer. Er muß nachsehen, wie es mit der Schule steht, darum werden die Buben ein Vierteljahr vorher eingeschult auf gewisse Themata, und er weiß es stets so einzurichten, daß von dem Herrn Pädagogarchen immer die Themata gewählt werden, die er seinen Schülern eingeprägt hat. Sogar von Geschichte und Geographie müssen die jungen Gelehrten eine Portion auswendig lernen, und der Pädagogarch kommt und die Schüler bestehen glänzend, und der Herr Präceptor wird von dem Pädagogarchen belobt, und darf ihn bis an's Wirthshaus geleiten.

Der Präceptor ist ein sehr gebildeter Mann und ist daher kein Freund des Prügelsystems, d. h. er schult seine Buben mit Liebe, und prügelt sie, wenn's ihn ankommt, so, daß sie blutend zum Dekan laufen und ihn verklagen. Es ist überhaupt eine sehr unangenehme Geschichte, daß ihm der Dekan etwas darein sprechen darf. Was soll auch so ein Dekan? Der kann ja nicht einmal so viel lateinisch als er!

Der Präceptor hat eine große Vorliebe für die Theologie. Es geht ihm nichts über eine Predigt, nämlich über

eine solche, die er selbst halten darf. Nur einmal auf der Kanzel stehen, und er ist selig. Kinderlehre, glaubt er ohnedieß am besten halten zu können und er geht dabei mit den Wörtern um, wie die Chirurgen auf der Anatomie mit den Körpern. Wenn der Präceptor kein Theologe ist, so sucht er stets um Erlaubniß zum theologischen Examen nach. Er lernt zwar nicht sehr viel, aber er ist sehr fromm und die Frömigkeit ersetzt die Gelehrsamkeit. Ein Präceptor, der Pfarrer geworden ist, ist strenger gegen seinen Schulmeister, als 10 Pfarrer zusammen.

In jedem Landstädtchen in Würtemberg gibt's einen Präceptor und also auch eine lateinische Schule. Realschulen sind immer noch Nebensachen.

51.

Der Platzbube.

Der Platzbube ist der Erste bei einer Hochzeit und bei einer Kirchweihe. Er hat einen bunten Strauß im Knopfloche, fast so groß, wie der eines Rekruten, und ist der erste Tänzer des Dorfes.

Der Platzbube ordnet alle Tänze an. Er ist das nie allein, sondern er hat stets noch einen oder mehr Collegen. Sie wählen das Wirthshaus aus, in welchem getanzt werden soll, sie bestellen die Musik, sie tanzen vor. Die Platzbuben werden von den übrigen Bauernburschen als die Regenten des Tages anerkannt. Ihnen darf nicht widersprochen werden.

Der Platzbube hat seine bestimmte Tänzerin. Sie gehört ihm für den ganzen Abend, und es darf Niemand mit ihr tanzen, wenn er es nicht leiden will. Die Musik voraus, holt er sie von ihrem Hause ab, und die Musik voraus, führt er sie wieder nach Hause. Es ist eine sehr hohe Gnade, wenn er dich einladet, der du vielleicht als Fremder dem Balle zusiehst, mit seinem Mädchen zu tanzen. Er ist der Erste auf dem Platz und verläßt ihn als der Lezte; er eröffnet und er beschließt den Ball. Mit den Tänzen gibt's nur zwei Abwechslungen. Es wird entweder gewalzt, oder gehopst. Von Cotillon, Galoppade, Menuette und dergleichen französischen Tänzen weiß der Platzbube nichts, so wenig, als ein anderer schwäbischer Bauernbursche. Aber walzen kann er, walzen auf eine Art, wie kein Solotänzer in einem französischen Ballet. Er trappt mit den Füßen im Takte und macht Sprünge,

daß das ganze Haus erzittert und man alle Augenblicke meint, der Stubenboden müsse brechen. Getrunken wird dabei ausserordentlich viel und geschwizt noch mehr. Daraus macht sich aber ein rechter Bursche nichts, sondern er zieht den Rock aus und macht sich's leicht. Manchmal versteht der Platzbube noch besondere Tänze, als z. B. den Siebensprung, so gut ein schwäbischer Nationaltanz, als die Quadrille ein französischer ist.

Der Platzbube macht sich durchaus nichts aus dem Gelde. Während er der Tanzkönig ist, wirft er es mit vollen Händen weg, die Musikanten und der Wirth werden fürstlich bezahlt. Nicht selten braucht er in den zwei Tagen, während welcher die Kirchweihe dauert, die Hälfte des Lohnes, den er für das ganze Jahr einnimmt, denn der Platzbube ist nicht immer nothwendig der Sohn eines reichen Bauern, sondern oft nicht mehr, als Knecht, wenn er nur ein hübscher Bursche ist und Ansehen hat unter seinen Kameraden.

52.

Der Collegial-Arbeiter.

Unter einem Collegial-Arbeiter verstehe ich nicht blos ein Mitglied des Steuer-Collegiums, sondern ich meine alle die, welche in irgend einer Kammer, Oberrechnungskammer, Finanzkammer u. s. w., auf irgend einem Hof, er heiße Gerichtshof oder wie er wolle, auf irgend einer Regierung, es sei eine Kreisregierung oder nicht, kurz auf irgend einer Staatskanzley oder einem Staatsbureau arbeiten, es mag nun diese Kanzley oder dieses Bureau in der Residenz sich befinden oder in einer Kreisstadt. Ein Collegial-Arbeiter ist wie der andere. Jung oder alt, vornehm oder gering, Alle sind sich gleich.

Ein Collegial-Arbeiter steht Morgens sehr früh auf, d. h. Sommer und Winter etwas vor 8 Uhr, wenn er nicht etwa gerade eine Privat-Arbeit zu besorgen hat; denn um 8 Uhr muß er auf die Kanzlei. Allein um 8 Uhr ist er erst aufgestanden, nun muß er sich doch auch anziehen, er muß sich rasiren, er muß Caffee trinken. Endlich ist's geschehen. Es ist halb 9 Uhr vorbei. Jezt geht er auf seine Kanzlei. Allein noch ist's nicht recht warm, wenn's nämlich Winter ist, oder zu warm, wenn's Sommer ist. Er geht also im Winter an den Ofen und reibt sich die Hände, und im Sommer an die Fenster und sperrt sie wagenweit auf, um frische Luft herein zu lassen. Nun geht's an die Federn, sie werden beschnitten, immer ein halb Dutzend auf einmal, damit, wenn das Geschäft einmal begonnen hat, keine Störung mehr eintrete. Darauf werden die Akten herbeigeholt, mit denen

er es heute zu thun hat, das Bündel wird aufgeschnürt und der Staub weggeblasen. Aber da ist er selbst staubig geworden, also muß er sich vorher wieder ausbürsten. Endlich ist alles fertig, das Papier ist regelrecht und gehörig gefalzt, er setzt sich. Aber da fällt ihm etwas ein. Er muß dem Assessor etwas erzählen, was er gestern gehört hat. Es ist zu interessant und zu pressant, als daß es aufgeschoben werden könnte. Also fort zu dem Assessor. Der weiß auch wieder etwas, und bald kömmt ein Dritter oder Vierter dazu und man plaudert ein Viertelstündchen. Aber halt! es ist 9 Uhr vorbei. Der Direktor oder Präsident könnte doch kommen, denn um 9 Uhr ist seine Zeit. Also fort an den Platz und geschrieben. Das dauert eine halbe Stunde, die Visitation des Direktors ist vorüber, oder es ist keine mehr zu befürchten. Jezt kommt der Diener, er bringt die Zeitungen, manchmal auch Briefe, d. h. Privatbriefe. Die Neuigkeiten muß man doch wissen? Also frischweg die Zeitungen gelesen und zwar, wie ein ächter Schwabe, von hinten herein, die Avertissements zuerst. Denn wenn der Schwabe von seiner Zeitung spricht, so spricht er vom schwäbischen Merkur, und das Interessanteste daran sind ihm die Avertissements und die Schwäbische Chronik. Teufel! was steht denn da? Hören Sie einmal, Herr Expeditor, oder Herr Registrator, oder Herr Revisor, oder Herr Kanzleirath, haben Sie denn das schon gelesen? Was denn, was denn? Ei das ist zum Erstaunen, das ist ja erschrecklich! Nun wird der Artikel auf allgemeines Verlangen vorgelesen und man nimmt sich Zeit, sich eine Viertelstunde zu verwundern. So geht's bis 10 Uhr. Allein nun muß geschafft werden. Es wird jezt auch in der That geschrieben, vielleicht viele Seiten durch; aber der Herr Collegial-Arbeiter schreibt sehr weit, er darf ja das Papier

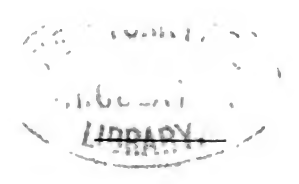
nicht bezahlen. Höchstens ein paarmal sieht er auf und zum Fenster hinaus; denn zu lange auf einem Fleck zu sitzen, kann er doch nicht aushalten. Am meisten freut es ihn, wenn ein Leichenzug, oder in der Residenz die Wachtparade vorbei geht, da hat er doch das Recht, hinaus zu sehen und sich die Leute zu beschauen. Endlich ist's 11½ Uhr. Ach, was hat er sich abgemüdet! Die Feder wird ausgesprizt und das Papier an seine alte Stelle gelegt, der Körper dehnt sich, er hat Rückenweh bekommen vom langen Sitzen und Arbeiten. Er steht auf und zieht einen bessern Rock an, als den, den er zum Arbeiten brauchte. Jezt ergreift er den Hut; er grüßt seine Herren Collegen mit einem „Prosit die Mahlzeit" und fort geht's noch zu einem halben Schöppchen vor Tisch. Denn er ißt erst um 1 Uhr. Eben deßwegen kann er auch nicht so bald wieder an's Geschäft. Zwar ist die Zeit von 2—6 Uhr festgesezt, aber wer kann sich so genau binden? Er nimmt sich vor, schneller zu arbeiten, oder glaubt auch vielleicht, schon am Vormittag genug gethan zu haben! Also kaum vor 3 Uhr geht's wieder an's Geschäft. Wiederum wird gearbeitet und gearbeitet bis 5 Uhr. Aber dann hat er entweder eine Landparthie ausgemacht, oder er muß mit seinen Kindern in einen Biergarten, oder seine Frau in's Theater führen. Er kann unmöglich länger bleiben; aus ist's mit dem Geschäft für den ganzen Tag.

So lebt der Collegial-Arbeiter von Woche zu Woche. Und wie sehnt er sich nach dem Sonntag? Denn er hat ja so viel zu thun, so erschrecklich viel zu thun, daß ihm fast gar keine Zeit für sich selbst blieb. Soll er sich da nicht sehnen nach dem Sonntage? Er hat gewöhnlich eine gute Besoldung und avancirt alle 8 Jahre um eine Stufe, d. h. um ein paar hundert Gulden. Er seufzt immer, wie gut es die Beamten auf dem Lande gegen ihm haben,

aber wenn er es einmal versucht hat, das Leben auf dem Lande, und vielleicht eine Zeit lang als Amtsverweser für einen Landbeamten fortgeschickt war, da sehnt er sich wieder in seine Stadt und will nicht mehr auf das Land.

Der Collegien-Arbeiter ist sehr trocken im Umgang und langweilig in den Redensarten. Er hat seine stehenden Witze, über die ein Anderer vielleicht nicht einmal, er aber jedesmal lacht, so oft er sie vorbringt. Nebenbei ist er sehr eingebildet und übersieht die meisten andern Menschen nach seiner Ansicht; Niemand, meint er, leiste soviel als er, und der Weltgang würde stocken, wenn er nicht wäre. Er ist sehr oft unverheirathet, was daher kommt, daß er immer wartet, bis er eine bessere Stelle bekäme, um eine noch bessere Parthie treffen zu können. Da wartet er denn oft zu lange, meint aber doch immer, es könne ihm nicht fehlen.

Er sehnt sich sehr nach seinem vierzigsten Dienstjahre, um mit seinem vollen Gehalte pensionirt werden zu können. Wird er aber pensionirt, ohne daß er es verlangt, weil er vielleicht ein Bischen schwach ist, so meint er, es sey ihm Unrecht geschehen, und man habe es nur gethan, damit man einen Andern statt seiner habe zum Minister machen können.



53.

Ein Leichenbegängniß.

Die Leichenbegängnisse auf den schwäbischen Dörfern haben alle denselben Zuschnitt. Die Reichen werden mit allen Feierlichkeiten, die Armen blos mit Glockengeläute begraben.

Wenn Jemand gestorben, so eilt der Vater oder Bruder oder der älteste Sohn zum Pfarrer und zeigt's ihm an, und der Pfarrer bestimmt die Stunde, in welcher das Leichenbegängniß statt finden soll. Es ist dieß immer die 10te Stunde am Vormittag, nach Verfluß von 48 Stunden seit erfolgtem Tode. Vom Pfarrer geht's zum Schulmeister, um das Läuten und Singen und die Abdankung zu bestellen. Dem Dorfe verkündet den Todesfall theils das Gerücht, das schneller ist, als ein Courier herumreiten könnte, theils der Leichenschauer, gewöhnlich der Barbier des Dorfes, der visitiren und durch sein Zeugniß bekräftigen muß, daß die Leiche wirklich todt sey, theils endlich die Hebamme, welche als Klagweib umhergeht. Die Leiche aber bleibt inzwischen in einem besondern Zimmer aufgestellt oder auch in der Wohnstube, weil sonst kein Platz dazu da ist. Und allnächtlich wachen 3 — 4 Männer, und Wein muß ihnen aufgestellt werden und Lichter brennen, um die Geister zu vertreiben und die Hausleute wünschen sehr, daß die Leiche einmal auf dem Kirchhofe wäre.

Das Leichenbegängniß selbst hat viel Rührendes. Um 8 Uhr Morgens versammeln sich die nächsten Verwandten und Freunde im Leichenhause, um mit den Trauernden zu trauern, oder vielmehr mit den Wehklagenden zu wehkla-

gen. Auf der einen Seite, auf der Bank, die sich am Getäfel der Stube hinzieht, sitzen die nächsten Verwandten, Vater, Mutter, Gatte, Geschwister, Kinder. Die Männer haben ihren Sonntagsstaat an und darüber ein schwarzes Mäntelchen von leichten, baumwollenem Zeug geworfen; die Frauen sind ganz schwarz angezogen, die Hauben sind mit Florbändern besetzt. Das einzige Weiße an ihnen sind die Strümpfe und das Nastuch. Ein weißes Nastuch in der Hand zu halten ist zum Klageführen ein unentbehrliches Werkzeug. Da sitzen sie nun und weinen, nämlich blos die Frauen, und wenn sie auch nicht weinen, so wischen sie sich doch die Augen mit dem weißen Tuche und Alle haben die Hände gefaltet, und die hereintretenden Verwandten und Freunde weinen auch mit und es ist eine allgemeine Klage. Auf dem Tische aber steht Wein aufgestellt und Jeglichem wird ein Glas offerirt und beinahe immer auch angenommen. Endlich schlägt die Stunde. Der Schulmeister im schwarzen Fracke kommt mit seinem Gesangklubb angezogen. Es sind wenig ältere Männer dabei; Frauen gar keine, der ganze Trupp besteht meistens aus Schuler-Kindern beiderlei Geschlechts. Sechs oder acht Männer kommen die Treppe herauf und holen die Bahre, die mit einem schwarzen Tuche bedeckt ist, dessen Mitte ein großes weißes Kreuz darstellt. Die Bahre ist unten, der Gesang fängt an, der Zug beginnt. Voran der Schulmeister mit seinem Trupp, darnach die, welche die Bahre tragen, und zuletzt die Leidtragenden, die Weiber immer hinter den Männern. Die Leidtragenden gehen eines nach dem andern und nur am Ende des Zugs gehen sie truppweise. Unter allen Häusern, an denen der Zug vorbeigeht, stehen wieder welche, die sich an den Trauerzug anschließen. Je größer der Zug ist, um so größer die Ehre. Daher schätzt man es auch als besonderes

Glück, wenn die Leiche auf den Sonntag fällt. Am Werktage haben nicht Alle Zeit. Die Glocken müssen so lange geläutet werden, bis der Zug auf dem Kirchhof angelangt ist. Am offenen Grabe wird die Bahre niedergestellt, und in weitem Halbkreise stehen die Leidtragenden. Noch weiter entfernt die Menge der Zuschauer, meistens aus Schulerkindern bestehend; denn während einer Beerdigung wird nie Schule gehalten Ein Lied wird gesungen am Grabe, der Schulmeister hält seine Rede, noch ein Lied, der Sarg wird eingesenkt. Und an dem Grabe vorbei bewegt sich der ganze Zug in der nämlichen Ordnung wieder heimwärts und weinend werfen die Verwandten den letzten Blick in's Grab und der Todtengräber wirft schon die Erde hinab, ehe sie noch den Kirchhof verlassen haben. Jetzt geht's in die Kirche, die Männer die Hüte auf dem Kopf, die Frauen ihre weißen Tücher vor den Augen, der Pfarrer hält seine Predigt und nach dem Gottesdienste verfügt sich alles nach Hause. Die nähern Bekannten aber sind eingeladen zum Leichenschmauße und der beginnt alsbald. Es ist ein einfacher Schmauß, Wein und kalte Küche. Der Pfarrer ist auch eingeladen, erscheint aber selten. An demselben Tage aber noch geht der erste Verwandte in's Pfarrhaus und bezahlt die Predigt und dann bezahlt er den Schulmeister, die Sänger und die, welche den Sarg getragen, und die ganzen Leichen=Kosten mögen sich wohl oft auf mehrere Louisd'ors belaufen.

In den Landstädtchen sind die Leichenbegängnisse nur wenig verschieden. Der Zug ist ganz derselbe und die Leiche wird auch getragen; nur die Männer sind meist französisch gekleidet und haben keine schwarze Gottestisch-Mäntelchen um. Die Frauen tragen seidene Kleider. Denen, welche die Leiche tragen, werden nicht selten Citronen in die Hand gegeben. In größeren Städten freilich ist's

anders, da sind, wie in Augsburg, Leichenbitterinnen da und Klageweiber, welche die Luft mit ihrem Geschrei erfüllen und die Ohren mit ihren kreischenden Jammertönen zerfleischen. Der Sarg wird immer hinausgeführt, bei Reichen sogar mit 4 Pferden. Hinter dem Sarge kommen mehrere Chaisen, worin der Pfarrer und die nächsten Verwandten sitzen. Denn nicht der Schulmeister hält die Rede auf dem Kirchhofe, sondern der Geistliche. Nach dem Kirchhof wird nie in die Kirche gegangen. Die große Glocke läuten zu lassen, gebührt nur den Vornehmeren, und auch diesen nur, wenn sie einen Louisd'or dafür zu bezahlen wissen. Unter den Allervornehmsten schickt, wer nicht Zeit hat, selbst mitzufahren, nur seine Equipage mit seinem Wappen.

54.

Der Nachtwächter.

Der Nachtwächter ist ein sehr wichtiger Mann. Jedes Dorf hat seinen Nachtwächter, eine Stadt ihrer mehrere. Der Nachtwächter ist eine sehr moralische Person, denn wenn er seine Stunde abruft, so hängt er derselben immer ein Sittensprüchlein an. Die Sittensprüchlein sind in allen Dörfern gleich.

Nur acht Seelen waren dort,
Die da glaubten an Gottes Wort.

Neun undankbar blieben sind;
Flieh' den Undank, Menschenkind!

Zehen Fromme waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht.

Um eilf Uhr sprach der Herr das Wort:
Geht ihr auch in den Weinberg fort.

Zwölf Stunden hat ein jeder Tag,
Wer weiß es, wenn er sterben mag.

Eins ist Noth: Herr Jesu Christ,
Laß dich finden, wo du bist!

Zwei Wege hat der Mensch vor sich;
Herr, den schmalen führe mich.

Drei Personen ehren wir
In der Gottheit für und für.

Vierfach ist das Ackerfeld;
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Die fünf Wunden bringen Euch,
Wenn Ihr glaubt, in's Himmelreich.

Der Dorfnachtwächter und Stadtnachtwächter unterscheiden sich blos dadurch von einander, daß der erste um 8 Uhr anfängt und um 4 Uhr aufhört, der zweite aber um 9 Uhr anfängt und um 5 Uhr aufhört. Der Stadtnachtwächter hat noch überdieß die Verpflichtung, sich mit dem Kirchthurmwächter in Correspondenz zu setzen. Der Kirchthurmwächter heißt auch Windwächter und ist verpflichtet, alle Viertelstunden in sein Horn zu stoßen, zum Zeichen, daß Alles sicher und kein Feuer zu bemerken ist. Der Kirchthurmwächter und der Nachtwächter rufen einander alle Stunden zu: Alle wohl.

Der Nachtwächter ist weit entfernt, die ganze Nacht zu wachen. Er weiß das Bequeme mit dem Nützlichen zu verbinden, und nicht selten kommt es vor, daß er um halb 12 — 11 und um halb 1 — 1 Uhr ruft. Auf diese Manier profitirt er immer eine Stunde weiter zum Schlaf. Am frohsten ist er, wenn er am Morgens singen kann:

Ihr Christen seyd munter und wacht,
Der Tag vertreibt die finstere Nacht.

oder auch:

Auf, ermuntert eure Sinnen,
Denn es geht die Nacht von hinnen.

Der Nachtwächter ist zugleich Stillwächter und hat dafür zu sorgen, daß kein Unfug auf den Straßen getrieben werde. Auch muß er vor Feuersgefahr warnen und auf Feuersgefahr aufmerksam machen. Sein erster oder zweiter Ruf heißt daher nicht selten wie folgt:

Hört! ihr Leute, laßt euch sagen:
Unsere Glock' hat Neune g'schlagen.
Behütet Feuer und Licht,
Daß uns Gott in Gnad' behüt'!
Wohl um die Neune.

Der Nachtwächter trägt stets einen langen Knotenstock, der noch höher ist, als er selber, eine weiße Schlafmütze und im Winter einen Schafspelz. Die Bäckerhäuser sind ihm die liebsten, weil er sich da zu jeder Stunde der Nacht mit einem Schnaps erlaben kann.

55.

Der junge Schriftsteller.

In Stuttgart gibt es eine Menge junger Schriftsteller. Der Schriftsteller ist entweder ein geborner Schwabe oder ein Ausländer, d. h. ein Sachse, denn aus andern Gegenden kommen nicht viele zu uns.

Der Ausländer hat entweder einen Ruf schon erlangt, und kommt nicht, um sein Glück zu machen, sondern weil ihn eine Buchhändler-Spekulation herbei gerufen, dann ist er aber immer ein älterer Schriftsteller; oder aber und noch öfter kommt er, um den ehrlichen Schwaben seinen Verstand anzutragen, denn die werden nach seiner Meinung ja doch erst im 40sten Jahre gescheid. Ein Norddeutscher aber ist in seinem 20sten Jahre schon so geistreich, d. h. schon so großsprecherisch, als er es in seinem ganzen Leben nur irgend werden kann. Darum ist er auch übermüthig, nichts ist ihm recht im Schwaben-Lande, Alles ist noch in der Cultur gar weit zurück, mit einem Blick übersieht er die Verhältnisse zusammen und nach einem vierteljährigen Aufenthalt kennt er die Schwaben besser, als sie sich selbst. — Und doch trinkt dieser, der so verachtend auf uns hernieder sieht, gar gerne von unserem guten und wohlfeilen Weine und ißt gerne von unserem Fleische und unsern herrlichen Früchten und denkt gar nicht mehr an die Butterschnitten und an den Schnaps und an das wäßrigte Bier seines Vaterlandes. Doch nicht von dieser Art junger Schriftsteller spreche ich, denn die werden bei uns nie einheimisch, sondern verlassen gar bald, nachdem sie eine Zeitlang mit ihren geschmückten Redens-

arten den Leuten ein x für ein u zu machen verstanden hatten, unser gesegnetes Stuttgart. Ich spreche von den jungen schwäbischen Schriftstellern.

Wie er dazu gekommen ist, Schriftsteller zu werden, das weiß er selbst nicht. Die Sache gab sich ganz natürlich. Er hatte studirt, sehr lange studirt und meistens Theologie studirt; allein er hatte sich nicht blos um sein Brod-Studium bekümmert, sondern nebenbei auch Gedichte und Romane gelesen und oft etwas viel Gedichte und viel Romane. Schon im 20sten Jahre hatte er selbst Gedichte gemacht, auch vielleicht in eine Zeitung einige Miscellen geliefert, oder kurze Lebensabrisse großer Männer. Er that's nicht um's Geld, denn dessen bekam er wenig dafür, sondern um der Ehre willen und um etwas von sich Geschriebenes gedruckt zu sehen. Nach beendigtem Studio ließ er sich examiniren. Es ging, denn er hatte einen ziemlich guten Kopf; es ging sogar recht gut für das, was er gearbeitet hatte; er könnte jetzt also Vicar werden und 10 oder 12 Jahre warten, bis ihm das Glück würde, eine Pfarrei zu bekommen. Das kann er noch lange werden, also sucht er sich indessen auf andere und bessere Art unterzubringen. Wenn's auf andere Art besser geht, was liegt ihm an der Theologie und an der Pfarrei? Er wird nun Hofmeister im Inn- oder Auslande, oder noch besser, er geht nach Stuttgart und wird Schriftsteller. Er hat das Glück, einen französischen Roman, wozu ein berühmter Uebersetzer den Namen hergibt, und das Hauptgeld einstreicht, mit übersetzen zu dürfen. Er wird Mitarbeiter an einer Zeitung; er liefert Landtags-Verhandlungen; er wird Correspondent in auswärtigen Blättern; er schreibt ein Buch; er wird selbst Redakteur und nun ist seine Stellung gegründet. Jetzt wäre nichts mehr

im Stande, ihn, so lange das Glück dauert, zum praktischen Lebenswege zurückzuführen.

Der junge Schriftsteller hat viel vor andern Leuten voraus. Morgens steht er spät auf und Abends geht er noch später zu Bette. Zwar das Wirthshaus verläßt er vielleicht schon um 11 Uhr, allein jetzt muß er noch arbeiten. Die Nachtarbeiten sind immer nobler, als die Vormittags-Arbeiten. Darum sieht der junge Herr auch meistens etwas blaß aus, etwas angegriffen, vielleicht auch etwas abgelebt, was immer, wie er selbst sagt, von den anstrengenden Studien herkommt. Privathäuser besucht er nicht gerne. Da ist alles zu philistermäßig, zu beengend für ihn. Am unangenehmsten sind ihm Verwandten-Besuche. Ein Oncle oder eine Tante nehmen sich's gar zu gerne heraus, ihn ein bischen zu hofmeistern; denn sie hätten es viel lieber gehabt, wenn er etwas solides, d. h. ein Staatsdiener mit einer fixen Besoldung geworden wäre. Die jungen Damen sind auch nicht gut auf ihn zu sprechen. Ach Gott! der Mensch denkt nicht an's Heirathen, meinen sie, und wenn er auch daran dächte, so könnte er nicht, denn er hat ja gar kein gewisses Auskommen. Aber unartig dürfen sie nicht gegen ihn seyn. Mein Gott, er könnte ja ein Gedicht über sie in die Stadtpost einrücken lassen! Er ist meistens nobel gekleidet, fast ganz nach der neuesten Mode, aber doch mit einem gewissen Anstrich, mit einer gewissen Freiheit, die noch an die Studentenzeit erinnert. Schon der Gang und das schiefe Sitzen des Hutes lassen erkennen, daß er kein Ladenschwengel ist. Nebenbei führt er einen Hund mit sich, wenn's nicht gar dazu langt, ein Pferd zu halten. Aber langt's nicht zum Pferde, so langt's doch zu Sporen, und es sieht gar nicht übel aus, ein Rock mit Schnüren und kleine silberne Sporen an den Stiefeln. Geld hat der junge Schriftsteller

immer und nie, d. h. er hat immer mehr Schulden als Geld und verbraucht immer mehr als er hat. Ohne Schulden glaubt er, wie alle alten Studenten, gar nicht existiren zu können, denn Schulden zu machen ist keine Schande, im Gegentheil, man borgt nicht Jedermann.

Der junge Schriftsteller ist immer etwas unverschämter Natur. Er bekümmert sich um Niemand und thut, als wäre er überall zu Hause. Gegen Buchhändler ist er höflich und zuvorkommend. Er bleibt Schriftsteller, so lange es geht, d. h. ein paar Monate oder auch ein paar Jahre lang, bis ihm ein Dekret des Consistoriums oder Studienraths ein sicheres Auskommen verschafft. Meistens aber hat er's mit seinen Vorgesetzten verdorben und bitten und betteln mag er auch nicht, also bleibt er in seiner Carrière. Hat er doch immer noch ein größeres Auskommen, wenn er auch nur mit Uebersetzen und kleinen Fabrikarbeiten sich abgäbe, denn ein Landpfarrer 2ter Classe! Ein Unglück für ihn ist's, daß er meistens keine reiche Frau bekommt.

56.

Der Tübinger Kutscher.

Der Tübinger Kutscher trägt gewöhnlich kurze Stiefeln, eine rothe Nase, lange graue Hosen, ein sonnverbranntes Gesicht, einen grauen Frack, eine Pfeife mit einer Menge Namen auf der Rückseite, die er zum Geschenk von einem Studenten erhalten, eine rothe Cerevismütze, oder einen breiten Hambacherhut und im Winter einen grünen Mantel, der ebenfalls früher einem Studenten gehörte.

Der Tübinger Kutscher ist ein Mittelding zwischen einem Philister und Studenten. Er zeichnet sich dadurch aus, daß er unverschämt viel flucht, außerordentlich schnell fährt, alle zwei Stunden einkehren will, unmenschlich viel trinken kann, und in's Blaue hinein pumpt, zu deutsch borgt. Des Morgens hat er nichts früher zu thun, als zu seinen Kunden zu gehen, und zu brummen, d. h. an die Bezahlung zu mahnen. Er klopft an; „Herein;" „Guten Morgen, Herr!" „Ich habe kein Geld." Das ist die ganze Unterredung, der Student läßt einen Schnaps kommen und der Kutscher geht zufrieden von dannen. Weiß er ja doch, daß er nach der Vacanz bezahlt wird!

Nachmittags ist der Tübinger Kutscher stets auf der Fahrt. Nicht etwa mit einigen Honoratioren und am allerwenigsten mit einem Professor. Da geht's viel zu solid her; man fährt bald fort und viel zu bald nach Hause. Nein der ächte Tübinger Kutscher fährt mit Studenten. Da fühlt er sich in seinem Elemente. Wozu ein Anderer drei Stunden braucht, das fährt er in anderthalb; aber nun fährt er auch keinen Schritt weiter; jetzt muß es

eingekehrt seyn. Im Wirthshaus ist der Kutscher der Herr, d. h. der Wirth ehrt ihn höher, als die Herren Studenten, ob er gleich diese sehr hoch hält. Wirthin, Kellnerin, Köchin, sie stehen Alle dem Kutscher zu Befehl. Ihm wird derselbe Wein aufgetischt, den die drinnen im Honoratiorenzimmer trinken, und er trinkt mehr davon, als ihrer drei zusammen. Warum sollte er auch nicht? die Studenten müssen ja doch Alles bezahlen! Oftmals ist's freilich umgekehrt. Die Studenten möchten gerne eine Suite machen und haben doch kein Geld; auch sind die Wirthe, zu denen sie auf der Reise kommen, ihnen unbekannt oder auch malhonnet genug, nicht zu borgen. Allein was macht das? Der Kutscher muß Geld mitnehmen, er muß der Cassier, Bürge und Selbstzähler zugleich seyn, — nach der Vacanz bekommt er's wieder. Wie oft kam's da schon vor, daß die ganze Gesellschaft sich festgekneipt hatte, und gerne fortgewesen wäre und doch nicht konnte! Da saßen sie, Studenten, Kutscher und Pferde — die letzteren standen oder lagen — und hatten eine starke Zeche und kein Geld; Niemand half ihnen aus der großen Noth und sie mußten so lange vor Anker bleiben, bis der nach Tübingen Gesandte mit Geld wiederkehrte, um sie auszulösen von dem starrsinnigen Wirthe, und wie oft blieb nach der Bezahlung noch Etwas übrig, und man fuhr nun erst nicht nach Hause, bis auch das Letzte vertrunken war! Bei solchen Suiten ist der Kutscher immer fidel, und fast wird er von seinen Herren wie ein Bruder behandelt. Am fidelsten ist er aber bei Ausritten. Er hält es stets mit einer gewissen Parthie, mit der Burschenschaft oder mit dem Corps. Also es sey ein Corpsausritt, das ist nämlich nichts Anderes, als eine gemeinschaftliche Suite aller Corpsstudenten zu Ehren einiger alten Häuser, die in diesem Semester von der Universität abgehen; „ich muß mit,"

ruft der Kutscher voller Freude; „ich fahre vierspännig;“ denn an solchen Tagen wird nichts gespart, und es geht so hoch her, als immer möglich. Der Ausritt dauert zwei oder auch noch mehr Tage. Wo stillgehalten wird, wird commersirt, und das ist des Kutschers Hauptgaudium, denn er commersirt dann ebenfalls. Wie die Studenten im Saale sitzen und ihre Präsides haben und ihre Schläger, so haben's auch die Kutscher in ihrem Zimmer. Der älteste oder renommirteste sitzt oben an und schlägt mit einem alten Rappiere, das er heimlich einem Studenten für heute entwendet, auf den Tisch, daß alsbald tiefes Schweigen eintritt. Sind junge Kutscher dabei, die noch nicht recht eingeführt sind, oder gar zum Erstenmale dabei waren, so dürfen sie sicher seyn, ärger maltraitirt zu werden, als die mißbrauchtesten Füchse, d. h. die novi unter den Studenten. Gewöhnlich sind die Kutscher so betrunken, daß man ihretwegen einen halben oder auch einen ganzen Tag zugeben muß, nur bis sie wieder nüchtern werden und nach Haus zu fahren im Stande sind.

Den Studenten läßt der Tübinger Kutscher durchaus nichts geschehen. Lieber fängt er die größten Händel an, ehe er sie beleidigen läßt. Ist's aber schon zu Händeln gekommen, so ist er gewiß gleich mitten drinnen, und die Philister fühlen alsbald seine derbe Faust. Auf die Ehre seiner Herren hält er überhaupt außerordentlich viel, und ein Vorfall bleibt mir in dieser Hinsicht unvergeßlich. Es war in Ehningen. Der Tübinger Kutscher saß im gewöhnlichen Wirthszimmer, und zechte mit dem Kutscher eines reisenden Kaufmanns. „Mein Herr ist der beste,“ rief der Kutscher des Reisenden; „ich darf trinken, was ich will und essen was ich will, und mein Herr bezahlt Alles.“ Und zum Beweis ließ er sogleich eine Bouteille Zwölfer kommen. „Was,“ dachte der Tübinger, „so ein lausiger

Kaufmanns-Kutscher soll sagen können, er hätte einen bessern Herrn als ich?“ Und alsobald ließ er Champagner kommen auf seiner Herren Kosten, und die Studenten bezahlten ihn ohne Widerrede, denn die Ehrliebe des Kutschers freute sie. Der reisende Kutscher aber sprach kein Wort mehr von seines Herrn Freigebigkeit.

Der Tübinger Kutscher ist stets bei der Hand. Wenn der Kanzler käme, und wollte um zwölf Uhr Nachts fortfahren, da gäbe es allerhand Entschuldigungen, und am Ende müßte gar noch ein Pferd krank seyn, und wenn die Sache auch noch so sehr pressirte. Aber ein Student kommt angestolpert, und ruft: „Angespannt!“ und es steht keine Stunde an, so geht's schon zum Thore hinaus. Denn der Tübinger Kutscher ist gegen Niemand höflich, als gegen Studenten; oft nicht einmal gegen diese. Dann nimmt er's aber auch nicht übel, wenn er ein klein bischen wegen seiner Grobheit geprügelt wird. Von einem Philister aber läßt er sich keine Zurechtweisung gefallen.

Der Tübinger Kutscher stirbt meist an der Wassersucht, und hinterläßt selten etwas mehr, als eine Chaise und zwei steife Pferde.

57.

Der angehende praktische Arzt in Stuttgart.

Der angehende praktische Arzt in Stuttgart ist immer sehr elegant gekleidet, und kann vor Geschäften kaum auskommen, wenn man ihn hört. Sein sehnlichster Wunsch ist aber, sich eine gute Praxis zu erwerben.

Es ist freilich etwas schwer, Patienten zu bekommen in einer Stadt, wo schon so viele Aerzte sind, Aerzte mit bedeutenden Namen und mit bedeutenden Kenntnissen; zu denen man überdieß noch mehr Zutrauen hat, als ihrer gelungenen Curen halber erforderlich wäre. Am schwierigsten ist es für Einen, der nicht einmal ein Stuttgarter Bürgerskind ist. Wie soll der bekannt werden? Ein Stuttgarter Bürgers-Kind hat doch noch seine Verwandte, und es ist im Ganzen einerlei, ob sie sich von ihm zu Tode kuriren lassen, oder von einem Andern. Das Geld bleibt doch wenigstens dann in der Familie. Der Fremde aber, der hierher kommt, um die Menschen von ihren Krankheiten zu erlösen, hat gar Nichts als ein gemachtes Examen, und das ist blutwenig. Es wäre eigentlich besser, wenn er keines gemacht hätte; so könnte er sich doch förmlich als Charlatan geriren. Aber was thut's? der junge praktische Arzt verzweifelt nicht, er weiß sich zu helfen. Das Erste ist, daß er im schwäbischen Merkur bekannt macht, er habe sich hier als praktischer Arzt niedergelassen, und werde die Unbemittelten umsonst kuriren oder auch nicht kuriren. Das Zweite ist, daß er bekannt zu werden sucht. Das beste Mittel dabei ist, ei-

nen guten Freund zu gewinnen, der in irgend eine Zeitung eine rührende Danksagungsepistel einrückt, gerichtet an Herrn Dr. N. N. für außerordentliche, wahrhaft wunderbare Dienstleistungen in einer für jeden andern Arzt unheilbaren Krankheit. Dieß gibt ihm Gelegenheit, eine bescheidene Replik zu verbreiten, worin er sehr beschämt ist über solch' öffentliches Lob, und erklärt, nichts weiter gethan zu haben, als andere berühmte Aerzte auch gethan hätten. Das Dritte ist, daß er seine Laufbahn alsbald beginnt. Morgens steht er auf in aller Frühe, und rennt die Stiege hinunter, als ob er den Hals brechen wollte. Allein er handelt in seiner Pflicht; denn er hat seinen Hausleuten anvertraut, daß er schnell zu einem äußerst gefährlichen Patienten gerufen worden sey. Nun geht's auf die Straßen oder vielmehr über die Straßen. Der junge Praktikus geht außerordentlich schnell. Es pressirt ihm zusehends und er kann sich daher mit einem Bekannten, der ihm zufällig begegnet, kaum einige Minuten unterhalten. Er hat zu viel zu thun, und käme sonst an diesem Vormittag nicht mehr bei allen seinen Patienten herum! Er geht auch in der That in eine Menge Häuser hinein; es sind meistens vornehme Häuser, d. h. Häuser von schönem Ansehen, worin vornehme Leute wohnen oder doch wohnen können. Man sagt zwar, daß er hier manchmal nur geschwind die Stiege hinauf und wieder herunterspringe, ohne mit Jemanden ein Wort zu sprechen, oder daß er sich sogar schon hinter die Hausthüre gestellt habe, um so viel Zeit vorüber gehen zu lassen, als zu einem Krankenbesuche gehört; allein das ist reine Verläumdung, er hat wirklich Patienten dort, und wäre es auch nur ein Freund von obenhin, der in einem Hinterstübchen, fünf Treppen hoch, gegen den Hof hinaus wohnt und einen Besuch von fünf Minuten sich zur Ehre schätzt.

So geht der Vormittag hin. Alle Straßen sind durchwandelt; alle Patienten haben ihre Rezepte erhalten. Den Nachmittag behält der junge Herr Doktor für sich. Er ist zu Hause, er studirt. Du triffst ihn in seinem nicht uneleganten Zimmer im Schlafrocke auf dem Sopha sitzend, von einer Menge aufgeschlagener Bücher umgeben; und wenn du ihn fragst, was er mache, so antwortet er nur so leichthin, er habe da den und den berühmten Arzt und Professor über einen außerordentlichen Fall zu Rathe gezogen, der ihm gestern oder heute Morgen erst vorgekommen ist; nicht etwa aber, um Etwas zu lernen für diesen Fall, er hat ja bereits das Recept verschrieben, und das Gehörige verordnet; — sondern nur um zu wissen, ob die Bücher da einerlei Meinung mit ihm sind, oder nicht, und richtig, immer findet er, daß er die gelehrtesten Männer auf seiner Seite hat. Sollte man also einem so gelehrten, einem so fleißigen, einem so gesuchten, einem sich so viel zu schaffen machenden jungen Manne sich und seinen Körper nicht anvertrauen? Ach! und wie lieb wäre es ihm, wenn Jemand aus einer weitverzweigten Familie ihm seine Tochter anvertrauen würde als immerwährende Gefährtin! —

Der junge praktische Arzt ißt stets in den nobelsten Gasthöfen zu Mittag und zu Nacht. Wenn ihn einmal Jemand holen wollte, könnte er sich denn da nachsagen lassen, daß er in einer Kneipe gewesen sey? Da erschiene er ja als Einer, der nicht genug verdiente, um immer in vornehmer Gesellschaft seyn zu können. Er zerreißt alle Wochen zwei Paar Sohlen. Am liebsten ist's ihm, wenn er einen Laien daran kriegen kann, sich mit ihm zu unterhalten. Diesem erzählt er von Operationen und erstaunlichen Kuren vor, die er alle schon längst voll-

bracht, bis der Andere vor Erstaunen ganz schwarz geworden ist.

In ein paar Jahren ist er schon so weit gekommen, daß er entweder die Stadt verlassen muß, um sich der gesündern Luft wegen als ländlicher Physikus fortzubringen, oder daß er seines gesteigerten Einkommens halber seine Patienten nicht mehr zu Fuße, sondern in bescheidenem Einspänner besuchen kann.

58.

Die Winkelschenke.

Den besten und wohlfeilsten Wein trinkt man nicht im Gasthofe; den besten und wohlfeilsten Wein trinkt man in der Winkelschenke. Wovon sollte denn der Gastwirth seine schönen Zimmer und seine befrackten Kellner bezahlen? Der Gasthofwirth muß theuer seyn. In der Winkelschenke aber ist's wohlfeil, und heimlich. Wohl steht sie nicht an der Hauptstraße und hat die Aussicht auf den Markt oder auf die Planie; wohl sind die Möbel nicht von Mahagoni-Holz und die Spiegel reichen nicht bis an den Boden; wohl ist der Boden nicht eingelegt und keine herrlichen Tapeten schmücken die Wände; wohl wird nicht auf Silber servirt und nicht aus Cristall-Gläsern getrunken; aber was du issest ist gut, und was du trinkest ist gut, und Alles ist reinlich zubereitet und du darfst nicht viel bezahlen und du fühlst dich dort wie zu Hause. Die Winkelschenke steht meistens in einem sehr engen Gäßchen, und nicht selten gehen die Wirthszimmer noch überdieß hinten hinaus. Der Aussicht halber darf man nicht hinkommen. Das Haus ist sehr unscheinbar, sieht oft fast ärmlich aus; an einem kurzen Stänglein hängt ein kleines schwarzes Täfelchen, worauf verschiedene Nummern stehen; die Nummern bedeuten die verschiedenen Weinpreiße; die Preiße sind sehr niedrig; aber laß dich nicht abschrecken, tritt keck hinein, und tappe die finstere Stiege hinauf; die enge Straße führet zum Heile.

Das Lokal ist sehr eng; ein großes Zimmer für Jedermann, und ein kleineres für ausgewählte Gesellschaft.

Das große Zimmer ist sehr einfach möblirt, ein paar eichene Tische, ditto Stühle, eine fortlaufende Bank an der Wand ringsherum, kleine rothe Vorhänge, kein Spiegel, ein Schwenkkessel, ein ungeheurer Ofen, der bis in die Mitte der Stube reicht; und schwarz geräuchte Wände, — das ist das ganze Ameublement. Hier sitzen Kutscher, Bürger, Bediente, Polizeidiener, Soldaten, Handwerksgesellen, Leute aller Art. Es wird erschrecklich viel geraucht und erschrecklich laut gesprochen. Das Trinken vergißt auch keiner, und die Magd, die als Kellermädchen figurirt, hat erstaunlich flinke Beine nöthig, um überall auszukommen, und doch noch mit Diesem oder Jenem ein Paar freundliche Worte, ein Paar verständliche Blicke wechseln zu können. Diese Gäste sind meist derb, aber sind sie derb, ist das Mädchen noch derber. Was hier gespeist wird, sind meist Knackwürste.

Ganz anders sieht's aus im kleinen Zimmer. Da steht ein Sopha vom alten Schlage, lang, breit, ohne Federn; die Stühle sind alle gepolstert, mit langer Lehne, bequem zum Ausruhen; ein kleiner Spiegel hängt an der getäfelten Wand, neben ihm der Dr. Martin Luther, der König, L. Uhland und noch einige andere Gemälde; die eichenen Tische sind immer frisch glänzend, und die Fenster mit Vorhängen fast dicht verhüllt. Wohl ist die Stube nieder, und die große altmodische Commode verschließt fast allen Platz, aber je enger es hergeht, desto weiter schließt sich das Herz auf. Hier ist's gut seyn, und hier sitzen die alten Zecher, die täglichen Gäste, ehrbare Männer vom Handwerksstande, und vielleicht einer vom Schreiberstande darunter, der schon viele Jahre Kanzlist war und Zeitlebens nichts Anderes wird, Männer mit alten verwitterten Gesichtern und glänzenden Nasen. Sie nippen nur vom großen Glase, aber ihr Nippen ist fast wie

bei einem andern ein derber Zug, und der Schoppen muß drei- und viermal gefüllt werden, ehe sie aus einander gehen. Sie essen wenig, einen einfachen Braten, den die Wirthin selbst bereitet, die den ganzen Abend in der Küche zubringt, aber sie rauchen aus ihren alten Ulmerköpfen, die so braun sind als ihre Gesichtsfarbe, daß man fast nichts mehr sieht, als die schimmernden Nasenspitzen. Es ist so traulich warm, und immer traulicher, je mehr es draussen stürmt und regnet oder schneit; und es läßt sich so gut sprechen da von fremden Dingen, von dem Kriege in Spanien und den tapfern Tscherkessen, und der Lärm in der äußern Stube, der klingt dann wieder dazwischen wie Waffengetöse, so daß man meint, man liege ruhig in den Winterquartieren, der Feind aber draussen, der handthiere wild in der Gegend herum und suche ein Obdach. Der Hausherr sitzt auch am Tische und schwatzt gleichfalls mit drein und ist gar hoch angesehen, als wäre er der vornehmsten Gäste einer. So sind die Alten vergnügt; am andern kleinen Tischchen aber sitzen auch zwei und die sind noch vergnügter: das ist der junge Commis und das Töchterlein vom Hause.

Es gibt keine Winkelschenke, in der nicht ein schönes Töchterlein wäre. Das Töchterlein ist immer schön, wenigstens hat sie einen Anbeter, der es ihr sagt. Oft sind's zwei Töchter, dann ist die Winkelschenke geborgen, die Gäste bleiben gewiß nicht aus. Ist's nicht angenehmer zu trinken, wenn der Wein von lieblicher Hand kredenzt ist? Und sie sieht so reinlich und appetitlich aus in ihrem einfachen Kleide mit dem schmalen weißen Schürzchen! Auch die alten Knasterbärte möchten den Braten nicht essen, und den Wein nicht schlürfen, wenn sie ihn nicht gebracht hätte. Freilich ist die Bedienung nicht so flink, als im Gasthofe, wo der Kellner auf einen Wink

in den Keller fliegt. Wie könnte man es auch dem schönen Kinde zumuthen, sich plötzlich loszureißen, wenn sie gerade mit dem Commis oder einem guten Freunde, den er mitgebracht, spricht! Hier ist ihr Territorium, und ein jedes Frauenzimmer herrscht auf seinem Territorium. Du mußt froh seyn, wenn sie dich nur überhaupt bedient, und wenn du dich nicht in Geduld zum Warten bequemst, so magst du immerhin der Kellnerin im äußern Zimmer rufen, von ihr aber bekommst Du auch späterhin Nichts mehr. Höchstens kann sie durch eine handgreifliche Ermahnung ihres Vaters ein bischen anderer Meinung gemacht werden.

Die Winkelkneipe ist der Sitz der Stadtneuigkeiten. Oft scheint es, man wisse dort schon zum Voraus, was erst eine halbe Stunde später geschehen wird.

59.

Der Handelsjude.

Es gibt in Würtemberg verschiedene Juden.

Es gibt christliche Juden. Ein christlicher Jude ist meist Kaufmann, und zeichnet sich dadurch aus, daß er sich schämt, ein Jude zu heißen. Nichts dünkt ihm eckelhafter, als der Umgang mit Juden. Wenn er einmal mit einem seiner Glaubensgenossen zu thun hat, so beschwert er sich nachher gegen seinen christlichen Freund bitter darüber. Er ißt Schweinefleisch nach Herzenslust und ein wohlgeräucherter Schinken geht ihm über Alles. Seine Kinder erhalten lauter christliche Namen, denn Nichts ist verpönter als der Ruf: Salomon, Abraham, Rebecca, Sarah. Hat aber ein Kind zufällig schon einen solchen Namen — es muß ihn ablegen und man ruft ihm Marie, oder Christine, oder Theodor, oder August. Almosen gibt er sehr viel, nicht weil er's gern thäte, oder aus Mildthätigkeits-Sinn, nein, nur deßwegen, daß man nicht meint, er sey so geizig, wie ein Jude. Am liebsten gibt er an Christen Almosen, und auch hier am liebsten in dem Fall, wenn die Sache öffentlich bekannt wird. Die christliche Jüdin kennt keinen sehnlichern Wunsch, als die Aufhebung der Scheidewand zwischen Juden und Christen. Ach! Mein Gott! Wie schön wäre es, wenn der schöne Cavallerie-Lieutenant, mit dem gewichsten Schnurrbart ihr (sie) heirathen würde! Die christliche Jüdin trägt Locken und Hut, liebt buntfarbige Gewänder, geht immer mit den nobelsten Personen um und spricht rein deutsch, wie eine Frankfurterin. Der christliche Jude reitet viel, lebt cavaliermäßig, trägt einen

Schnurrbart und macht seinem Vater, dem reichen Banquier mit der großen Geldseele, viel Sorgen.

Es gibt aufgeklärte Juden. Der aufgeklärte Jude ist entweder Arzt, oder Jurist, oder Rabbiner, oder Privatgelehrter, immer aber hat er etwas gelernt, und sich Kenntnisse erworben. Der aufgeklärte Jude ist ein Mensch, wie ein anderer Mensch auch. Er schämt sich nicht, ein Jude zu seyn und zu heißen, denn er denkt, das Judenthum ist auch eine Religion, so gut als das Christenthum und der Muhamedanismus. Er schämt sich auch nicht, als Jude zu leben, in die Synagoge zu gehen und den Sabbath zu heiligen; allein er weiß auch, daß verschiedene Gebräuche und Gesetze für die jetzige Zeit und für das jetzige Heimathland nicht mehr passen, er weiß, daß der Stand seiner Glaubensgenossen einer Cur von Grund aus bedarf, um mit andern Menschen gleich gestellt werden zu können, darum ist er Reformator oder Reformer. Besonders stolz ist der aufgeklärte Jude auf die Namen Heine und Börne. Sobald er einmal einen Witz gemacht hat oder gegen Jemand recht grob gewesen ist, meint er schon ein kleiner Heine oder Börne zu seyn. Der aufgeklärte Jude zählt unter seinen Mitgliedern blos Männer, er spricht deutsch und französisch, und kann nur Etwas Jüdisches nicht ablegen: die Zudringlichkeit.

Es gibt zelotische Juden. Der zelotische Jude ist der Gegensatz vom Reformer. Nichts ist ihm verhaßter, als die Aufklärung, und nichts widerwärtiger, als die Verbesserung. Man sollte eine Parthie davon nach England senden, den Tories zur Verstärkung. Das jüdische Gesetz soll gelten, wie's vor 1800 Jahren galt. Hierin sind auch viele „christliche Juden" theilweise seiner Meinung, denn sie machen sich noch immer kein Gewissen daraus, die Christen zu betrügen. Ein talmudisches Gebot muß man

halten. Ein zelotischer Jude ist selten ein Mann, aber meistens ein altes Weib. Am allerärgsten ist es dieser, wenn ein Enkel auf der Universität mit den andern Studenten zusammen ißt und keinen koschern Wein trinkt.

Aber weder der „christliche Jude," noch der „aufgeklärte Jude," noch der „zelotische Jude" ist der eigentliche Jude. Der eigentliche Jude ist der „Handelsjude." Man sollte ihn eigentlich „Schacherjude" heißen; denn sein Handel ist weder en-gros-Handel, noch en-détail-Handel, sondern blos Schacherhandel. Der Schacherjude ist nie zu Haus und handelt mit Allem. Er trägt gewöhnlich einen alten Frack, den er alt gekauft hatte, kurze Hosen und lange Stiefeln. Die Kappe ist immer von braunem Sammt. Der Rücken ist gekrümmt, denn er trägt stets einen großen Schnappsack. Die Nase ist spitz, wie sein Bart, das Kinn unendlich lang, wie das eines gemeinen Vielfraßes. Der Schacherjude ist unausgesezt thätig. Er glaubt aber, es gebe keine andere That, als Einkauf und Verkauf. Er trifft dich auf der Straße, er spricht dich an: „Nun?-haben Sie nichts zu handeln? alte Kleider, Pfeifen, Betten, Hemden, Bücher — er nimmt alles, und weiß an Allem eine Masse auszusetzen, wie der würtembergische Pietist an den Nichtpietisten, und kauft's um den vierten Theil des Werthes. Brauchst aber du etwas, du kannst's auch haben; eine Uhr vielleicht? einen Meerschaumkopf? Tuch zu einem Mantel? einen schönen Ring? Er hat Alles, und hat er's nicht, in einem halben Tage schafft er's herbei, denn er kennt alle Welt und weiß von Jedem, wo ihn der Schuh drückt. Und er schwatzt dir vor ein langes und breites von der Schönheit und Vortrefflichkeit der Waare, die er dir anbietet, und du darfst's ja nicht gleich baar bezahlen, sondern erst nach einem Vierteljährchen und du kaufst es um das doppelte Geld. Warum man wohl immer

mit dem Schacherjuden handelt! Vielleicht aus Anhänglichkeit und Liebe? oder doch aus Mitleid mit seiner Armuth, die er zur Schau trägt? O nein! Niemand liebt ihn, Niemand achtet ihn, aber viele hassen ihn und noch mehr verachten ihn. Er ist der Gegenstand der Verspottung in der kleinen Hütte wie im Palaste und man hält ihn tiefer, als den geringsten Hund. Und doch kann man ihn nicht entbehren. Gibt es doch Gegenden, wo es unmöglich ist, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, ohne ihn? Oder ist nicht bei Heilbronn aller Frucht- und Viehhandel in den Händen der Juden? Und ist Einer nicht doppelt betrogen, wenn er handelt, ohne daß ein „Mausche" der Unterhändler wäre. Die Juden alle zusammen haben ein Complott gebildet, vor dem kein Christ aufkommen kann. Ihrer sind wenige, aber sie sind einig, und der Christ braucht den Juden, um nur nicht doppelt, sondern blos einfach betrogen zu werden. Schon mancher Jude hat sich auf dem Heilbronner Viehmarkt ein Schönes verdient blos als Unterhändler, ohne daß er selbst Etwas gekauft oder verkauft hätte. Es geht aber auch nichts über die Aufdringlichkeit dieser Menschenrace. Du willst ein Pferd kaufen, du handelst mit dem Pferdebesitzer, — ein Jude mischt sich ein; du nimmst den Pferdebesitzer bei Seite, — der Jude folgt dir; du machst dem Juden Grobheiten, — es gibt keinen Menschen, der Grobheiten besser verdaut, als ein Jude; du wirst den Juden nicht los, du magst es machen, wie du willst. Gewinn geht ihm über Alles. Ehrgefühl ist eine Sache, für die es kein hebräisches Wort gibt. Die Liebe zum Geld vertritt bei ihm die Stelle des Herzens. Um Geld thut er Alles, um Geld läßt er sich schimpfen, um Geld läßt er sich schlagen, um Geld spricht er den Namen Jesus aus, um Geld ißt er eine Knackwurst, und sogar den Sabbath entheiligt er,

60.

Der Wiesensteiger Gypser.

Wiesensteig ist eine kleine Stadt von 1200 Einwohnern und liegt auf der schwäbischen Alp. Alle männlichen Einwohner sind Maurer und Gypser.

Das Städtchen sieht etwas armselig aus, und die Insassen sind zwar nicht selig, aber doch sehr arm. Die Gegend umher ist rauh. Es gibt viele Steine, schöne grüne Wiesen, mächtige Berge und ziemliche Waldungen. Frucht wächst blutwenig. Von dem Ertrag aller Aecker, die zum Städtchen gehören, könnten sich keine 10 Familien nähren. Vieh hat man, aber es ist sehr mager; denn seine einzige Nahrung ist das bischen Wieswachs in den Thälern. Von den großen wilden Ochsen, die dem Städtchen den Namen gaben, findet man keine Spur mehr *). Wenn der Wiesensteiger nicht verhungern will, so muß er hinaus.

Der Wiesensteiger wird als Gypser und Maurer geboren. Sein Vater war ein Maurer, sein Großvater war ein Maurer, sein Urgroßvater war ein Maurer, er wird doch nichts anderes werden wollen? Der Wiesensteiger lernt das Maurerhandwerk gleichsam spielend, wie Kinder das Sprechen. Er hat die Kunst zu Gypsen mit der Muttermilch eingesogen, wie manche Leute schlimme Gewohnheiten. Vom 14ten Jahre an geht er als Junge mit dem Vater, und vom 18ten an als Geselle. Den ganzen

*) Wiesensteig hieß ursprünglich Wisuntesstaiga, d. h. Bergpfad des Wisents oder wilden Waldochsen.

Der Verf.

Sommer über ist er nie zu Hause. So lange die Sonne warm scheint, so lange ist er bei der Maurerarbeit. Er ist sehr gesucht und sehr beliebt, denn er arbeitet schnell und arbeitet lang und arbeitet gern. Ein gewöhnlicher Maurer in Schwaben ist ein geborner Bruder Langsam und Bruder Faullenzer. Fünf Minuten braucht er, bis er sich besinnt, ob er diesen Stein nehmen will, oder jenen, vier Minuten bis er weiß, wo er ihn anfassen soll, sieben Minuten bis er ihn aufhebt, und eilf bis er ihn lange genug besehen hat, ob er auch recht sitzt. Dazwischen hinein wird die Pfeife wieder frisch gestopft, mit einem Vorübergehenden gesprochen und die Pfeife versäumt. Davon weiß der Wiesensteiger Maurer nichts. Darum suchen ihn nicht bloß die Meister in Würtemberg, im Oberland so gut wie im Unterland, sondern auch in Baden und Baiern ist er gleich sehr beliebt. Eine Stube, die kein Wiesensteiger Gypser geweißt hat, kann unmöglich ganz weiß und überall gleich weiß seyn. Sie wird Striche haben, da wird der Kalk zu dick und dort zu dünn aufgetragen seyn. Der Wiesensteiger Gypser allein macht's recht. Man hat einmal den Glauben an ihn, und der Glaube ist bekanntlich eine Sache, die derzeit in Würtemberg etwas gilt, absonderlich der Kornthaler Glaube.

Der Wiesensteiger kommt Winters nach Haus. Denn im Winter gibt's nichts zu mauern und nichts zu gypsen. Die andern Maurer liegen im Winter auf die faule Haut. Sie wollen von ihren Strapatzen ausruhen: Warum nicht? Es gibt ja Leute, die das ganze Jahr hindurch ausruhen und doch keine Ruhe haben. Der Wiesensteiger kann das nicht. Woher sollte er sich ernähren, sich und seine Familie? Er setzt sich hin und wird Drechsler. Freilich kein Drechsler, wie's in Paris Drechsler gibt, auch nicht wie in Stuttgart, aber ein Drechsler, wie die Geiß-

wenn's ein Profitchen gibt, und der gestrenge Rabbiner es nicht erfährt.

Der Schacherjude ist nothwendig verheirathet. Als Junggeselle stirbt selten einer. Die Frau arbeitet gar Nichts. Sie liebt Nichts als den Schmutz. Kein weibliches Wesen ist eckelhaft-nachläßiger angezogen, als eine gemeine Judenfrau. Die Hemden werden alle vier Wochen und das Gesicht alle 14 Tage gewaschen. Nur am Freitag wird das Haus und die Stube gescheuert. Die lieben Söhnlein sind eben so schmutzig. Es gibt welche, auf deren Wangen man Rüben säen könnte. Die Töchterlein aber putzen sich und lieben bunte Schürzen und bunte Bänder und ihre Gewänder sind wollüstig-leicht um den üppigen Leib geworfen, und sie gehen aus, die Christen-Jünglinge für sich zu fahen und Liebe mit ihnen zu pflegen: um „noble Präsenter."

Gegenwärtig hat der Schacherjude eine böse Zeit. Er muß seine Buben in die Schule schicken bis in's 14. Jahr, dann muß er sie ein Handwerk lernen lassen, oder zum Ackerbau anhalten, und sie dürfen ihm nicht mehr beistehen im Schacherhandel. Ach! wie gut war's doch früher, wo der Bube schon im 11. Jahr sein eigenes Brod verdiente, und im 12. Jahr schon ein Profitchen heimbrachte! Alle die neuerworbenen Rechte, wornach er so gut steht, als der Protestant und Katholik, er gäbe sie fröhlich hin, wenn nur das Schulgehen und Handwerkerlernenlassen nicht wäre! Ueber Nichts jedoch hat er einen größern Zorn, als über die Neuerungen im Cultus überhaupt. Nicht daß er arg bigott wäre! obgleich er auch in religiöser Hinsicht unmöglich frei denken kann, da er eigentlich hierüber gar Nichts denkt. Allein die Neuerungen kosten ihm Geld. Und für was hat man eine Religion, wenn man noch Geld dafür bezahlen soll?

Der Handelsjude achtet alle Menschen gleich, wenn sie nicht Juden sind, sie sind alle da, damit er von ihnen lebe. Den Mitjuden liebt er als Bruder, wenigstens behandelt er ihn so. Es gibt keine jüdische Gemeinde, die Eines ihrer Mitglieder zu Grunde gehen ließe. Immer wird ihm wieder aufgeholfen. In dieser Hinsicht dürften sich viele Christengemeinden ein Vorbild nehmen. Daher will auch kein Jude Christ werden. Nur die größten Vortheile können ihn dazu bringen. Aber Niemand wird von den Juden mehr verfolgt und mehr verachtet, als ein Jude, der Christ geworden.

---

linger Drechsler. Er drechselt Spindeln und Würtel. Dieß versteht er aus dem Fundamente. Hat er nun eine Portion zusammengedrechselt, so kauft er sich noch eine Parthie Peitschenstecken, die in Ganslosen zu Hause sind, und nun geht's fort auf die Wanderung. Er zieht durch Baden, durch Würtemberg, durch Baiern. Ueberall ertönt auf den Straßen sein Ruf: Kaufet auch Spindeln, Würtel! Und man kauft ihm gerne ab, denn er ist wohlfeiler, als ein Anderer im Orte.

Der Wiesensteiger Gypser ist leicht zu erkennen, denn er sieht sehr mager und im Winter sehr erfroren aus. Er trägt nie andere Kleider, als Hosen und Wamms von weißem Zwilch. Die Reinigung besorgt er meist selbst. Er lebt so einfach, als möglich. Ein gewöhnlicher Mensch würde in einem Tage verzehren, wovon er eine ganze Woche lebt. Daß man nothwendig alle Tage warm essen müsse, um gesund zu bleiben, ist ihm eine neue Regel. Brod und Wasser sind seine Lieblingsspeisen, wenn er nichts anderes hat, und selten hat er was anderes, wenn's die Leute ihm nicht schenken. Der Gewinn aus den Holzwaaren beträgt oft täglich keine zwölf Kreuzer.

Der Wiesensteiger Gypser ist weit in der Welt herum gekommen und hat daher freie Ansichten. Die Frauen zu Haus aber sind sehr bigott. Noch im Jahr 1583 wurden fünf und zwanzig Hexen in Wiesensteig verbrannt.

Inhalts-Anzeige.

Seite

Seite

Druck von Carl Schell's Wittwe in Heilbronn.





